Von der Liebe Gnaden.

Von der Liebe Gnaden.

Eine Geschichte.

Von

E. M. Vacano.

Verlag von

Eduard Bloch.

Theater-Buchhändler in Berlin.

Brüderstraße 2.

Vorwort.

Ich wanderte, und auf meiner Wanderung kehrte ich in einer schneebedeckten Stadt ein, und in der Stadt bei einer lieben Herzensschwester. Und wir lebten einige Stunden mit einander weiter.

„Kann die Liebe ein Leben reinigen?“ fragte ich Margarethe Halm.

Margarethe Halm ist eine Schriftstellerin, die noch wenig über die Grenzen Oesterreichs hinaus bekannt ist.

Sie ist sehr maliciös und sehr kindisch. Und sie ist jetzt schöner als zur Zeit, wo sie hübsch war. Sie trug den allerhimmelblauesten Jupon, darüber eine faltenlose kurze Robe von schwarzem moirée antique und eine himmelblaue, mit weichem, weißen Pelz gefütterte Jacke. Die Haare in dichten Wolken bis zu den Augen herein, und von einem schwarzen Schleier umwunden. Sie saß auf ihrem Sopha und hielt das Lorgnon vor die überirdischen, großen, schwarzen Augen, und wir hatten miteinander, zwischen Theeruinen, das Textbuch der „Traviata“ durchgeblättert.

„Kann die Liebe ein Leben reinigen?“ fragte ich.

„Sie kann noch mehr, Miltschi. Ein Leben reinigen? Das ist nichts. Aber sie kann bessern.“

„Bessern? Was? Die Sünde?“

„Mehr.“

„Was ist denn mehr als Sünde?“

„Das, was die gewöhnlichen Menschen die Sündenlosigkeit nennen: die Selbstsucht. — Gott schickt den Menschen auf die Erde, und die Liebe zieht ihn wie ein Thautröpfchen wieder gen Himmel. Gottes Gnade gab Salomon die Weisheit, der Liebe Gnade gab Jesum die Göttlichkeit. Die Liebe kann mehr als ein beflecktes Leben sühnen. Sie kann das Höchste, sie kann ein liebeleeres Herz mit seinem Schöpfer versöhnen, sie vollbringt das Wunder der Bibel, sie läßt einen dürren und verdorrten Baum die üppigsten Früchte tragen. Das Gottesgnadenthum des Herrschers, des Genies, das gab schon stolze Epopöen. Du solltest einmal ein schöneres Buch schreiben, Miltschi. Vom Liebesgnadenthum.“

„Ja,“ sagte ich. „Ich will daran denken am Wege.“ —

Dann griff ich nach meinem Wanderstabe und meinem Ränzchen, küßte meine liebe Margarethe und setzte meine Wanderung fort. Die Nacht sank nieder auf die Wege, auf die weißbeschneite Steppe, und die Luft biß kalt in meine Wangen, und der Schnee umwirbelte mich, und der schwarze Himmel lag wie ein Gefäng-

nißthor auf mir. Ich war müde, und das Herz verzagt in solchen Nächten und in solchem Schneegewirbel, wo Alles so einsam, still, und lichtlos ist um uns, und kein Licht uns mit seinem Schimmer das Ziel ahnen läßt, und nirgends eine Liebe wachend an uns denkt und auf uns harrt in solcher Winternacht.

Und ich träumte, wie noch einsamer die Nächte sind, und wie noch kälter die Einsamkeit, wenn man selber nichts lieb hat auf der Welt. Und ich träumte das Buch von der Liebe Gnaden.

1. Kapitel.

In das Städtchen Jesawetgrad in Weißrußland rückt eben eine neue Garnison ein. Ein neues Dragonerregiment sammt Stab.

Das Städtchen ist ein echtes, russisches Landstädtchen. Es hat in der Mitte ein altes Rathhaus aus unangeworfenen Ziegeln, dem man die Jahreszahl 16.. sogleich ansah. Oben sind steinerne Büsten und Götterfiguren, hinter den kleinen, winzigen, unregelmäßigen, blinden Fenstern liegen die tintengefleckten Amtsstuben, unten unter einem Vordache ist die Hauptwache, rundum stehen alterthümliche, unregelmäßige, verfallende schmale, rosenrothe, grüne, gelbe, farblose Häuser. Dann kommen noch ein, zwei Judengassen, dann die Kaserne, dann die weite, kahle, traurige Steppe. Und mitten auf dieser Steppe ein einsames Herrenhaus, das Schloß des alten Grafen Wasili Iwanowitsch Mourieff, mit dem entlaubten Parke und den spitzen Dächern. Weiterhin das Dorf Moureschtie. Und über dem allen die rothe, von Nebeln getragene, dunstige, kalte Wintersonne.

Die Musik spielt beim Eintritt der Dragoner; an der Seite geht hier und da ein Offizier, die Häuser musternd. Die Dienstmädchen unter den Thüren denken bei sich: „Welcher wird es sein?“

Bis zum Schloß hinüber dringt die lustige Musik nicht. Man muß da über die Landstraße, an einem kleinen Wirthshause vorbei. Dann kommt eine wunderschöne, dichtbuschige Kastanienallee, mit kalten, blassen Sonnenstreifen auf dem breiten Wege, die führt in einen großen weitangelegten Park, in dessen Mitte hohe, schlanke Pappeln das feudale, alterthümliche Schloß umgeben. Vorn läuft eine steinerne Treppenflucht auf eine steinerne Terrasse hinauf, von der im Sommer sich eine ganze Gluth von Rosen bis auf den Gartenboden hinabschlängelt. In den Vasen sind uralte, lederartige, welke Cactusstämme, die einst Jugendfreunde der grauen, zerbröckelten Sandsteinstatuetten gewesen sein können, die in ihrer unmöglichen Götterstellung vielen, vielen Jahren voll Regen, Sonnengluth und Schneewirbel Trotz geboten haben. Ein zauberischer Reiz von Frieden und behaglicher Sicherheit liegt an schönen sonnigen Sommertagen über dem Schlosse mit den alten, zerbröckelnden und doch so festen Mauern, während es im Herbst und in der Winterdämmerung an einen, in sich selber zusammengekauerten, schlafenden Riesen mahnt, dem der Schneesturm unheimliche Träume von vergangenen, wilden Tagen in den Schlaf hineinheult.

Aber jetzt ist Frühjahrsbeginn. Ein Frühjahrstag mit einer unechten, bleichen Sonne, die dunstig aus nassen Nebeln schaut. In den weiten, von langgestreckten, weißgetünchten Stallungen umschlossenen Höfen des Schlosses wäscht ein Diener, in blaugestreifter Livreejacke, einen schwarzlackirten Wagen, ein Muschik in grobem Leinwandkittel hat vielleicht auf einem Bretterwagen ein Spiritusfaß auf's Schloß hinauf und in den Hof hineingefahren. In dem Obstgarten besichtigt vielleicht die alte, reinlich gekleidete Wirthschafterin, Madame Schitieff, die strohbekleideten Bäumchen, die der Winter verschont hat, und der Herr des Hauses, der alte Graf Wasili Iwanowitsch Mourieff liest gewiß in seinem Studirzimmer die Zeitung, während die kleine Loncza Bosheiten übt gegen Mademoiselle Laura, die französische Kammerfrau der seligen Frau Gräfin.

Die selige Gräfin Madelaine Mourieff, eine geborne Muruategnin (ein Engel! wie Alle sagen, die sie gekannt haben) ist vor einem Vierteljahr gestorben, und hat ihrem untröstlichen Gatten nur ein kleines Mädchen, die verzogene Loncza, hinterlassen, in welcher sich ihm, von der Sterbestunde seiner schönen, sanften Gemahlin an, alle Freuden und Sorgen der Welt concentrirten. Madelaine Mourieff war die zweite Gemahlin des alten Grafen gewesen, sagten sich die Mütter der benachbarten Adelsfamilien in's Ohr. Und selbst bis in die zweiten Stockwerke der Zofen und Stubenmädchen war dieses Gerücht verfälscht und

verzerrt gekommen. Aber man sprach nie von einer ersten Frau. Das war ein Familiengeheimniß gewesen. Madame Klepetoff auf Klepowo (drei Viertel Werst von Jesawetgrad, ein kleines schwarzdachiges, verfallenes Herrenhaus, umgeben von ausgehauenen und verschuldeten Wäldern), die größte Klatschbase des Kreises, wußte die Sache wohl am besten, wie sie immer Alles am besten wußte ... die alte Gräfin Alexandra Feodorowna Pimpikoff mit ihren vier überheiratsfähigen Töchtern vielleicht ausgenommen. Und Madame Klepetoff hatte es von ihrem eigenen Bruder, dem Obersten Poutrieff, der mit Wasili Mourieff in seiner Jugend Kadett im Preobratschenskischen Regiment gewesen war. Darnach sollte Mourieff als junger, unmenschlich reicher, etwas naßohriger Offizier mit seinem Regimente in einem kleinen, rothrussischen Neste stationirt gewesen sein, wo sich eben eine sehr heruntergekommene, italienische Oper aufhielt — weil sie Schulden halber nicht weiter konnte. Die jungen Offiziere, alle aus den reichsten und altadeligsten Familien des Landes, und erst aus der Akademie oder aus dem Elternhause losgelassen, waren natürlich durch die Bank ganz vernarrt in die ältlichen ausgesungenen oder jungen, hölzernen Sängerinnen der schuldbelasteten Truppe des Signor Canini (ein echter Russe und ehemaliger Tanzmeister). Sie gaben ihnen Fêten, fuhren sie spazieren, und ruinirten und duellirten sich für sie. Denn in kleinen, vergrabenen, von der Welt getrennten Garnisonnestern muß man sich duelliren und

kann man sich, wenn's nöthig wird, auch ruiniren. Der junge Wasili Iwanowitsch Mourieff, der eigenwilligste, flammendste, heißblütigste Bube von der Welt, that aber noch mehr, als daß er sich blos ruinirte und duellirte, er heirathete sogar die Primadonna der Truppe, eine ältliche, stimmlose, abenteuernde Komödiantin, die um funfzehn Jahre älter war als der unbärtige Knabe, und die ihn durch Schminke, Tuschstriche unter den Augen, romantische Liebe und alle möglichen verwerflichen Intriguen so fest in ihr Netz zu ziehen wußte, daß sie eines Tages aus der kleinen Peter-Paulus-Kirche des Nestes als Gräfin Mourieff heraustrat. Vierzehn Tage nach der Hochzeit schon war der junge Mourieff wie aus einem wüsten Traume erwacht. Er sah, daß diese Heda Mayro, seine Frau, alt, kokett, gemein und falsch war, und er mußte von allen Seiten die Historie ihrer häßlichen abenteuernden Vergangenheit hören, die sie selbst für eine anständige Bürgersfrau unmöglich gemacht hätte ... und vollends für eine Gräfin Mourieff! Wie blind der junge Bursche sie geliebt hatte, ein so brennender Haß, ein so unüberwindlicher Abscheu, eine so souveräne, unbezwingliche Abneigung ergriff ihn jetzt, wo er sie in ihrer ganzen Falschheit und Unlauterkeit erkannte, und alle die Kunstgriffe verstand, mit denen sie ihn in ihr Netz gelockt hatte. Er fuhr nach Hause und flüchtete sich zu seinem Vater, dem er, mit der Nachricht von seiner heimlichen Vermählung, zugleich seine ganze Reue und sein ganzes Elend meldete. Dieser

wandte all seinen Einfluß in St. Petersburg auf, und binnen einem halben Jahre, während welcher Zeit sich die neue Gräfin Mourieff an ihren jungen Gatten klammerte wie eine Spinne an ihr Opfer, wurde die Ehe durch einen Ukas für null und nichtig erklärt für jetzt, für alle Zeiten, und für alle Nachkommen der betrügerischen Sängerin, die zugleich landesverwiesen und mit einer bedeutenden Abfindungssumme über die Grenze geschafft wurde. Ein=, zweimal in den nächsten Jahren versuchte sie es noch, von ihrer ehemaligen Familie Vortheil zu ziehen, wurde aber so energisch ab= und zurechtgewiesen, daß sie endlich verschollen blieb. Und sie war und blieb „nicht dagewesen" für die ganze Gesellschaft, und vor allem für den Grafen Mourieff selbst, der sogar noch jetzt, in seinem hohen Alter, so voll Haß und Abscheu gegen die Erinnerung an seine Jugendthorheit geblieben war, daß sich dieser Abscheu auf Alles ausdehnte, was nur immer mit einer Mesalliance Aehnlichkeit hatte, und er Einer der starrsten und feudalsten Aristokraten geworden war, die nur je in der russischen Adelssonne gediehen sind. Seine zweite Frau, die Gräfin Madelaine hatte er abgöttisch geliebt — zu abgöttisch vielleicht, denn er sollte (das wußte die Gräfin Alexandra Pimpikoff mit ihren vier überheirathsfähigen Töchtern am besten!) schrecklich eifersüchtig gewesen sein auf seine um Vieles jüngere Frau, und würde die Arme zu Tod gequält haben, wenn nicht ihre Kammerfrau Mlle. Laura sie stets zum offenen Widerstande

gereizt hätte, sobald die Frage darauf kam, ob man die Saison in St. Petersburg zubringen solle ... denn Monsieur Wasili Iwanowitsch Mourieff hätte sich mit seiner Perle am liebsten ganz in einen Stein- und Schneehaufen begraben. Endlich war die schöne Perle gestorben, und der alte Mann hatte zum ersten Mal in seinem Leben vielleicht gefühlt, daß die Noblesse über Alles und Jedes Rechte habe, ausgenommen über den Tod.

Er war ein stolzer, jähzorniger, alter Mann von etwa fünfundsechszig Jahren. Hochgewachsen, mit einem schönen Greisengesichte, weißem Haar und langem, weißen Schnurrbart. Er sah gern Gesellschaft bei sich, denn er hielt dies für eine Schuldigkeit gegen das alte Schloß seiner Väter, welches dann und wann mit so und so viel Kerzen erleuchtet werden mußte, und dessen hohe Trümeaux so und so viel Seidenroben zurückstrahlen mußten, wenn es dem Rufe seines gastfreien alten Namens und seines unermeßlichen Vermögens entsprechen sollte. Denn er war unermeßlich reich. Und seine ganze Familie bestand aus seinem kleinen, verzogenen, kränklichen, weißen Töchterchen Loncza, welches von seiner Mama die hektischen rothen Wangenröschen geerbt hatte, und aus einem Seitenverwandten, um den er sich nie gekümmert hatte: dem protestantischen Pastor Gustav Leo in Preußisch Polen, dem Sohne einer Comtesse Mourieff, die ihrer Religion und ihrem Stande untreu geworden war, indem sie einen Beamten in Posen geheirathet hatte.

Es war also ein trüber Frühlingstag, wo der Thauwind über die schwarzen Felder heulte, und die letzten Schneewasser von den Büschen und Sträuchern trieb. Ein jammervoller Tag, wo man die Melancholie begreifen konnte, und wo sich in den trüben Pfützen des Gartens und der Landstraße ein grauer, monotoner, schwerer Thauhimmel spiegelte, und der Straßenarbeiter auf seinem Steinhaufen, unter dem manchmaligen Sprühen kalter Regentropfen, wohl einen Blick auf das graue, farblose Schloßgebäude hinüberwarf, wie um sich an dem Bilde zu wärmen ...

Madam Schitieff, die gute, alte Wirthschafterin der Familie, überwachte in dem großen Hinterzimmer des Erdgeschosses das Ordnen der frischgeglätteten-Wäsche, und war so beschäftigt, daß sie beinahe vergessen hatte, dem Kutscher aufzutragen, den Wagen anzuspannen, der Mlle. Laura, die heute den Dienst verließ, nach dem Städtchen hinüberführen sollte, wo sie bei den Comtessen Pimpikoff eine Stelle gefunden hatte.

Selbst das Schreibzimmer des alten Grafen ist feucht und frostig an diesem melancholischen Frühlingstage, wo der Thauwind an seinen Fensterflügeln rüttelt und durch den großen alterthümlichen Kamin herunterwimmert.

Die Enfilade von prachtvollen Zimmern, welche die Appartements des zweiten Stockwerkes ausmachen, wo die offenen Thüren nur von dicken Portièren verdeckt werden, wo gelbdamastne und grünsammetne, schwere Möbel, den ganzen Tag über, ihre unbeweg-

lichen Umrisse in mannshohen Spiegeln abzeichnen, wo grelle Salvator Rosa's und aristokratische Watteau's seit zweihundert Jahren ihren Kunstwerth durch eine würdige, feudale Umgebung und Exclusivität gehoben sehen, durchschreitet an diesem Frühlingsvormittage eine schöne, schlanke Frauengestalt, die ganz zu dieser Dekoration paßt. Das schwarze Seidenkleid rauscht unter der graziösen Bewegung des schlanken Körpers selbstbewußt über die Teppiche, das große, stolze, blitzende, schwarze Auge nimmt hie und da aus den Spiegeln, an denen sie vorüber geht, eine bewundernde Huldigung entgegen, die feinbehandschuhte Hand hält den schweren grauen Shawl eng um die Taille gezogen, und das dunkle Hütchen fesselt mühsam den schwarzen widerspenstigen Wellenscheitel. Mlle. Laura ist jetzt an der Thür des Arbeitszimmers angekommen, sie tritt ein. Jetzt steht sie vor dem Grafen Mourieff, der, mit dem Binocle in der vollen, weißen Hand, von seinem Zeitungsblatte aufsieht und eine grüßende Bewegung macht, die ihr zugleich Platz anbietet. Aber Mlle. Laura bleibt stehen. Sie ist seit sechs Jahren in dem Hause Monseigneurs gewesen als Gesellschafterin, gleichsam als Freundin seiner verstorbenen Frau. Nach dem Tode derselben hat sie gleichsam als Entschuldigung ihres Bleibens die erste Erziehung der kleinen Loncza übernehmen wollen, die sie schon früher mit deren Mama geleitet hat. Aber der Graf Mourieff hat in Zeitungen eine Gouvernante gesucht und gefunden. Und dieser Umstand hat Mlle. Laura auf zarte Weise entlassen. Sie hat sich

bei Lebzeiten ihrer Herrin nie die Gunst Monseigneurs zu gewinnen gesucht, sie hatte immer Unfrieden gestiftet, sie hat sich mit ihrer raschen, hochmüthigen Weise in alle ehelichen Mißverständnisse gemischt als bevorzugte Gesellschafterin Madame's. Und jetzt wurde sie entlassen, einfach entlassen wie ein wirklicher Domestik der sie war ... Die Sache war natürlich, aber sie war demüthigend. Und nur eine so vollkommene Selbstbeherrschung, wie Mlle. Laura sie besaß, konnte die brennenden Gefühle von Rache, Haß und Bosheit so fesseln, daß sie kaum in den halbgeschlossenen, schönen, dunklen Augen blitzten ...

„Sie fahren heute schon, Mademoiselle?“ fragt der alte Graf mit der ritterlichen Höflichkeit, die zur Gewohnheit wird wie ein Augenblinzeln oder wie ein Dialekt.

„Ja. Ich komme, Monseigneur Adieu zu sagen,“ erwiedert sie in ziemlich gutem Russisch, aber mit vorherrschendem französischen Accent. „Heute kommt die neue Gouvernante der kleinen Comtesse Loncza an, und meine Gegenwart in diesem Hause ist überflüssig geworden.“

„Durch den traurigsten Vorfall von der Welt, an dem wir Alle noch lange, lange leiden werden in Allem und Jedem,“ setzte der alte Herr etwas hochmüthig, aber immer höflich hinzu. „Ich hoffe, Mademoiselle, Sie werden sich über nichts zu beklagen gehabt haben auch seit dem — seit dem Tode meiner geliebten Frau, und Sie werden eine freundliche Erinnerung an unser

Haus mit sich nehmen sammt meinem besten Dank für die freundschaftliche Ergebenheit, die Sie meiner Madelaine und später der armen, kleinen Lóncza zu Theil werden ließen. Sie haben einen Platz bei Madame Pimpikoff gefunden? Eine Heimath, die Ihnen wohl viel besser anstehen dürfte, als dies einsam gewordene, düstere Haus, und wohin Sie meine besten Wünsche begleiten."

„Ich glaube mich nie über die Einsamkeit dieses düsteren Hauses beklagt zu haben," sagt Mademoiselle mit einem unangenehmen, verbindlichen Lächeln, das etwas Katzenartiges hat (es ist manchmal, wenn sie spricht, als bissen ihre weißen Zähne irgend eine unsichtbare Nasenspitze ab). „Und ich hoffe nur, daß meine Nachfolgerin dasselbe ein wenig erheitern möge für Monseigneur."

„Wenigstens werden Sie bei der Gräfin Pimpikoff mehr Gelegenheit haben, Ihre gesellschaftlichen Vorzüge des Plauderns und der immer neuen Vorräthe an Unterhaltungsstoffen zu verwerthen, als Sie es hier bei mir haben könnten, seit durch das Hinscheiden meiner Frau Ihnen alle Gelegenheit benommen wurde, zwei Familienglieder gegenseitig stets in Animo zu erhalten." . .

Monseigneur sagt diese Worte nicht mit der katzenartigen Verbindlichkeit der Französin, sondern mit einem hochmüthigen Air, welches kaum die Absicht einer Bosheit durchschimmern läßt.

Mademoiselle erhebt sich, wieder mit einer unsichtbaren Nasenspitze zwischen den lächelnden Zähnen, und Monseigneur reicht ihr seine Hand, in die sie ihre behandschuhten Fingerspitzen legt wie auf einen Weihwedel, den ihr ein bekannter Giftmischer an der Kirchthür darbieten würde. „Hat Loncza schon von Ihnen Abschied genommen?“ fragt Monseigneur, wie er sie zur Thür geleitet.

Sie bejaht kurz. Noch eine Verbeugung, er bleibt an der Thür stehen, bis sie im dritten Zimmer verschwunden ist, und die elegante Gestalt, mit dem graziös drappirten Shwal, dem dunklen Wellenhaar und den stolzen Augen, geht zum letzten Male an den hohen Spiegeln vorüber, welche sie bewundernd festzuhalten suchen, die breite Treppe hinab, wo ihr noch hie und da ein Bedienter eine Verbeugung macht, und in den Hof hinaus, wo der zürnende Thauwind den Saum ihres Kleides aufrauschen läßt. Er zerrt die Pappeln hin und her, er wirbelt das letzte Schneewasser von den Dächern, er drängt beinahe den leichten Wagen zurück, der eben in den Hof fährt, wie der Wagen Mademoiselle's hinausrollt. Aus dem ankommenden Wagen neigt sich ein schönes, liebliches, jugendliches, elfenweißes Mädchengesicht, von weichen, blonden Locken umzittert, den forschenden Augen der Französin entgegen. Die beiden Mädchen sehen sich einen Augenblick hindurch an. Dann rollt Mademoiselle's Wagen durch die kahle, windgepeitschte Allee zwischen den schwarzen Feldern hin, auf die Land-

straße hinaus, wo der Straßenarbeiter unwillkürlich die Jacke fester knöpft, wie die Augen der vorüberfahrenden Mademoiselle ihn treffen; er hat sie noch nie so groß, so dunkel, so unheimlich, so zornig auf sich gerichtet gesehen, und er hat ihr doch nie Etwas gethan ... denkt er. Aber Mademoiselle hat ihn vielleicht gar nicht gesehen; sie sieht vielleicht noch jetzt, wo sie zwischen den ersten kleinen Häuschen des Städtchens an einem Tabaktürken der im Winde knarrt vorüberfährt, das schöne, weiße, blonde Mädchenhaupt der neuen Gouvernante, und ihre wie mit einer Maschinerie geschlossenen Lippen zucken stumm: „cette petite coquine ..!“

2. Kapitel.

Fräulein Mary Doro, die neue Gouvernante — eine geborne Russin, und erzogen in Genf — ist ein feenartiges, liebliches, goldgelocktes, kindisches Wesen. Man sollte kaum glauben, daß dieses kleine Sprudelköpfchen vier Sprachen weiß und die Lage der Bermudas-Inseln bestimmen könne — und doch ist dies der Fall. Sie ist in dem Institut der Madame Weiße in Genf ein Jahr als Unterlehrerin gewesen. Ihre Stimme ist so süß und

muthet so rein an, und ihr Lachen klingt wie Glöckchengeläute. Madame Schitieff, die gute alte Wirthschafterin, hilft ihr das kleine Kofferchen auspacken, und hat sie gleich im ersten Augenblicke lieb gewonnen. Und Fräulein Mary erzählt der guten, alten Frau viel von der Reise, und daß ihr das Schloß so groß und prächtig erscheine, viel schöner, als das Institut der Mad. Weiße in Genf, und daß sie sich recht gefürchtet habe auf der ganzen, weiten, unangenehmen Reise, und dabei schauert sie wie ein echtes Kind, und kauert in ihrem einfachen, hübschen, grauen Kleidchen vor dem Koffer, und Madame Schitieff ist ganz glücklich, die Beschützerin spielen zu können, und hilft ihr ihren Schrank füllen ...

„Und ist Monseigneur sehr stolz und streng?“ Und das und jenes, und Madame Schitieff giebt ihr umsichtige Rathschläge über das und jenes, und schildert ihr die Schwächen des gnädigen Herrn und die Unarten der kleinen Loncza, und da ist die kleine, blasse, kränkliche Loncza schon selber, und schreit, Mademoiselle müsse zu ihr kommen und das Piano ansehen, und sie sei bei Papa gewesen, und der werde Mademoiselle beim Dîner sehen, und ... und ... und kritisirt jedes einzelne Garderobestück der Gouvernante, und sagt ihr, sie selber habe viel schönere Kleider, keine so ärmlichen ... Und Fräulein Mary küßt das Kind und nennt sie die lieblichste Kleine, die sie je gesehen, und Loncza sagt: „ich bin kein Kind mehr, ich bin ein Fräulein ...!“ Und dabei

nimmt sie die Gouvernante bei der Hand und zerrt sie nach der Thür, denn sie soll das Piano sehen, und hören, was sie schon spielen könne ... Den Kaisermarsch wenigstens! .. Und die alte Wirthschafterin schaut neugierig auf ein altes Bild herab, welches sie aus dem Koffer des Fräuleins genommen hat, und will sagen: „aber das ist eine schöne Frau!" als das Fräulein lachend und hastig das Bild ergreift — „O, nichts ... eine Fratze! .." und es wieder zwischen die Wäsche hineinsteckt.

* * *

Noch denselben Abend ist jeu im Schlosse. Die Spiegel haben schon so und so lange keine Seidenroben zurückgestrahlt, und die Fenster des ersten Stockwerkes waren schon so lange nicht erleuchtet gewesen, daß das Wappen der Mourieff sich beinahe zu trüben angefangen hatte! — und die neue Gouvernante, die mit der kleinen Comtesse Loncza auf eine Stunde in den Soiréezimmern erschienen war, wurde von Allen besprochen. Oberst Nasiliewitsch, der seine Carrière durch eine Generalin gemacht hatte, sagt: „das Mädchen sei hübsch genug für eine Bürgerliche ... ist aber doch hoffentlich von guter Familie, eh?" .. Fürst Zelkoronkoff, ein alter Herr mit einem grünen Augenschirme, sagt gar nichts, dafür äußert seine magere Enkelin, die in einem lavendelfarbigen Seidenkleide steckt, wie in einer Presse, sie finde das Fräu-

lein viel zu ungenirt und aufgeblasen, worauf die vier überheirathsfähigen Töchter der Gräfin Alexandra Feodorowna Pimpikoff Echo machen, während Madame Klempetoff (die eine schwarze Atlasmantille über einem zu kurzen und zu engen Seidenrock trägt) den Herrn des Hauses in's Gebet nimmt, und ihm endlose Vorwürfe macht, daß er die Lebensgeschichte des Fräuleins nicht, wenigstens bis zu ihrem ersten Zahn zurück, auswendig wisse, wobei ihr der Kreisphysikus ganz Recht giebt, während der Bezirksvorsteher, der Schuldirektor und der Polizeikommissar gar keine Meinung haben ... in einem so hochadeligen Hause ...

Unterdessen bringt Fräulein Mary im zweiten Stockwerk die kleine verzogene, kränkliche Erbin eines so schönen Gutes und so großer Reichthümer in den Schlaf, indem sie ihr leise die Geschichte vom Oger erzählt. Mlle. Laura hatte nie eine Geschichte zu erzählen gewußt ...! und das arme, verwöhnte, boshaft gemachte Kind schlief heute wirklich mit einem Kinderlächeln auf dem armen, blassen Gesichtchen ein, die Wange auf die feine, weiche Hand des Fräuleins gelegt. Der Oger hatte die sieben Brüder noch gar nicht gefressen, als sie schon schlief. Fräulein Mary zog ihre Hand leise vom Kissen weg und athmet tief auf. Locken ringeln sich ihr lustig und goldig um das schöne Gesichtchen, aber sie lacht jetzt nicht mehr, da sie allein war. Sie stand am Bette und ihre Hände lagen schlaff in den Falten ihres einfachen, perlgrauen Gesellschaftskleides, und sie schaute mit einem sinnenden Blick herab

auf das schlafende, kranke Kind. Mit einem so sinnenden Blick, wie man ihn dem lustigen, kindischen Dinge vor einer Stunde nicht zugetraut hätte. Ihr Schatten fiel groß und dunkel schräg über das Bett, als nehme eine fremde, zauberische Gewalt das Kind in ihre Arme, um es nicht wieder freizugeben. Aber der Bediente, der leise an die Thür klopfte und ihr meldete, die Tochter des grünbeschirmten Fürsten Zolkokonkoff wolle ein Lied singen, und Mademoiselle werde gefragt, ob sie begleiten könne, dachte wieder, wie sie ihm mit freundlichem Nicken folgte: „was für ein schönes, herziges, lustiges, williges Fräulein haben wir da in das finstere Haus bekommen.“

Und die magere, häßliche, gelbe, gepreßte Fürstin Marina sang mit ihrer dünnsten Stimme ihr ewiges und einziges Lied, während die Lichter des Piano aus den goldgesponnenen, duftigen Locken der Spielerin einen vollkommenen Heiligenschein machten.

---

3. Kapitel.

Der Frühlingsschnee ist längst geschmolzen, die Felder und Wälder sind grün geworden, die Sommersonne funkelt auf der weiten, ebenen Landschaft und über dem Städtchen.

Die russischen Städtchen sind alle gleich. Zuerst, nachdem man die Felder passirt hat, gelbgrün angestrichene Mauthschranken und kleine Mauthhäuser, vor denen rothbärtige und breitnasige Kosaken auf wurmstichigen Holzbänken lümmeln; dann kleine Erdgeschoßhäuser, wo Frauen im Flur waschen und schmutzige Kinder spielen; dann die Tabaktrafik mit dem kaiserlichen Adler und dem Türken vor dem erblindeten Fenster, dann die Kasernen mit den schwarzen Oeffnungen, in denen hie und da ein Soldat lungert, oder ein Beinkleid zum Trocknen aushängt und in dessen Hof vielleicht zwei Soldaten einen Offiziersmantel ausklopfen. Dann die ersten Gassen des Nestes mit den drolligen, bunt bemalten Schildern des Schuhmacherladens, des Handschuhmachers, des Brindzahändlers und der Propinazion; dann der kleine Marktplatz mit der Zukiernia und mit der Hauptwache im Rathhause, vor der Akazienbäume stehn, dann die öde beginnende Steppe mit dem, selbst an den hellsten Tagen, grauverschleierten Horizonte. Die neuangekommenen Offiziere schlendern vor der Zukiernia auf und ab ... ein großer Schwarzer und ein kleiner Rother an seinem Arm, der wie ein heraushängendes Schnupftuch des Großen aussieht. Der große Schwarze schwärmt für die Comtessen Pimpikoff, die alle so sanft sind; aber der kleine Rothe behauptet, kein Mädchen der ganzen Stadt sei so unverschämt hübsch und bezaubernd, wie die kleine Gouvernante vom Schlosse draußen, es wäre überhaupt nirgends hinzugehen, als dort hinaus. Wo

man hinkommt sitzt die boshafte Madame Klepetoff hinter einer großen Theeschale ... sie muß sich verdoppeln können wie ihre Zunge —!

Damit ist zuletzt auch das Thema der beiden Offiziere von den Suwarow-Dragonern zu Ende, denn es geht kein Hund an der Zukiernia vorüber — der Platz ist wie ausgestorben an diesem prächtigen, sonnenschimmernden Sommernachmittage. Und nur in den Fenstern des Hauses, welches die Comtessen Pimpikoff bewohnen, erscheint manchmal ein Kopf ... einer immer blonder als der andere, und ein Reitknecht trägt einen Halfter zum Riemer, und ein betrunkener Bauer bewegt sich manchmal, wie träumend, in dem Schatten des Röhrbrunnens. Da ist im Schlosse draußen schon regeres Leben, so einsam es auch liegt; aber die Schloßbewohner sind sich selbst genug; man hörte sogar lachen, seitdem die neue Gouvernante da ist. In ihrem weißen Sommerkleidchen, mit dem nettesten Schürzchen von der Welt, die goldenen Locken um das lieblichste und unschuldigste und naivste Gesichtchen von der Welt schimmernd, mit den feinen Händchen eine Blume zerzupfend oder ein schöngebundenes Buch mit Goldrand und Goldarabasken schwingend, ist sie den ganzen Tag überall in dem alten Hause zu sehn, das jetzt ganz durchsprüht ist von Sonnenlichtern, die zu allen Fenstern in die mürrischen Korridors hereinfallen und den alten grämlichen Tapeten ein widerwilliges Lächeln abzuzwingen scheinen. Und diese Sonnenlichter drängten

sich wie ungenirte furchtlose Kinder selbst an den dichten Rouleaux vorüber in die schweren schattigen Prunkgemächer und liefen über die Teppiche hin, und krochen über die Wände hinauf und zitterten über die rothwangigen Cavaliere Watteau's hin; und mitten in dieser schweren alterthümlichen Pracht und zwischen diesen kecken Sonnenlichtern flatterte die lieblichste und lustigste Gouvernante von der Welt dahin, immer ein Liedchen auf den Lippen, ein Gelächter in der Kehle, eine Freundlichkeit in den Augen, und das arme, blasse, magere, verzogene Kind an der Seite, das auch so gern lustig sein mochte, und nicht einen Augenblick ohne ihre liebe Mary sein wollte. Das Kind schien durch die Gesundheit und den Frohsinn und die blühende Erscheinung der Erzieherin selber einen Anflug von Gesundheit und Blühen zu erhalten, wenn sie so mit ihr die Treppe herunterkeuchte oder im Garten herumlief, oder auf der Terrasse französische Erzählungen für die Moral las. Fräulein Mary war die Seele des alten Hauses; die ganze Dienerschaft war verliebt in sie, und Madame Schitieff war nicht einmal eifersüchtig darauf, denn sie war die Erste, die erklärte, Fräulein Mary habe alle Trauerschatten von dem Schlosse genommen, und man könne ihr doch Abends von den Ergebnissen des Gemüsegartens und von der Krankheit der Parkhütersfrau erzählen ... sie sei ein verständiges, junges Mädchen trotz ihres Frohsinns, und „höre so gut zu.“

Sogar für die fremden Blumen des alten Gärtners inter-

essirte sie sich, und wenn sie mit Loncza ausfuhr und der Kutscher half ihr in den Wagen, so dankte sie ihm mit ihrem schönen Gesichte so freundlich, daß er es stundenlang nicht vergessen konnte. Und Monseigneur selber war bald so an sie gewöhnt, daß ihm sein schwarzer Kaffee in der winzigen Filischanka nicht geschmeckt hätte, wenn Mary ihm nicht mit ihrer sanften und melodiösen Stimme die Zeitung vorgelesen hätte; und es geschah oft, daß der alte, stolze, hochmüthige Mann den Text des Gelesenen ganz überhörte, indem er auf den süßen Ton dieser Stimme lauschte. Er lebte nur in seinem kleinen Töchterchen. Es verging keine Stunde, wo er nicht zu dem Kinde in die Zimmer hinunter kam, oder sie neben seinem Schreibtische mit ihrer Puppe einquartierte; er lebte nur in Sorge um das kleine Geschöpf mit den hektischrothen Wangen, der schrillen, zwirndünnen Stimme und dem kurzen Athem, über welchen der Doktor ein bedenkliches Gesicht machte, wenn der alte Graf nicht da war. Und in seinen Sorgen und in seiner Liebe für das Kind fand Monsieur Mourieff die unauflöslichsten Anknüpfungspunkte mit der Erzieherin; denn auch Fräulein Mary lebte nur für ihren kleinen Engel, den sie vom ersten Augenblicke an mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit und Sorgfalt an ihr philologisch-geographisches Herz gedrückt hatte.

Der Nachmittag zwitschert aus hundert Vogelkehlen, er glüht aus dem wolkenlosen Sonnenballe auf die alten Mauern herab.

Auf der Terrasse sitzt Monsieur Mourieff im bequemen Schaukelstuhl, den weißen Schnurbart streichend mit der feinen, vollen Hand, die Zeitung in der andern herabgesunkenen Hand haltend; Fräulein Mary stickt an einer leichten Stickerei, die wie ein Kinderspiel in ihren kleinen, feenhaften Händchen hin- und hergaukelt, und Loncza hat mit dünner, kränklicher Stimme eine französische Geschichte für die Moral gelesen, bis die dünne Stimme gleichsam zerriß, und das Kind innehielt.

„Sie ist heute schwächer als sonst?" bemerkt der Graf und legt die Hand streichelnd auf das kleine nie ruhende und oft so müde Kinderhaupt. „Mein Engel, mein Herz! o nein!" lächelt Mary und küßt das Kind und zieht es zu sich. „Sie ist stärker, dünkt mich, und lustiger — nicht wahr, mein Engelherz?"

„Ja," sagte Loncza. „Es ist viel lustiger seitdem Sie da sind, Mademoiselle. Ich konnte Laura nicht leiden — Laura hat sich nie Etwas aus mir gemacht."

Der Graf Mourieff sieht zufrieden lächelnd auf die schöne kindliche Gruppe hinüber, und läßt sich wirklich herab, der Erzieherin seines Herzenskindes einen Leitartikel aus der Zeitung vorzulesen! Etwas Unerhörtes in den Annalen des Schlosses. Aber Fräulein Mary hat eben das Herz ihres hochmüthigen Herrn gefangen genommen, wie sie jedes Herz einnehmen mußte mit ihrer Schönheit, ihrer Jugend, ihrer immergleichen heiteren Laune, und ihrer schalkhaften Munterkeit. Und sogar Politikerin kann

sie werden ... aus Höflichkeit. Sie aht! und aht! voll Interesse in den langen Leitartikel hinein, als ob es sich wirklich nur um Moden handle. Doktor Mordownia, der Kreisphysikus, kommt noch zurecht, um den Schluß zu hören, der gegen Oestreich gerichtet ist. Doktor Mordownia ist ein Deutschrusse, und der fashionabelste Arzt des Kreises. Er fährt in seinem leichten Gig von einem Edelsitz zum andern, überall sein Spielchen machend, sein Gouter und Souper einnehmend, und nebenbei nach zufälligen Krankheiten sehend.

Er kommt noch zurecht zu der Schlußtirade, und er findet das Wetter herrlich, und man bemerkt, daß Loncza, das Köpfchen auf die Armlehne des Fauteuils gelehnt, eingeschlafen ist, und der Kreisphysikus hält das für ein günstiges Zeichen, und Monsieur le Comte ist voll heiterer Laune und ladet den Kreisphysikus ein, mit ihm die Tour um das Gut zu machen ... er muß die mähenden Bauern besichtigen ... der Zaar macht ja auch seine Rundreise. Und Monsieur le Comte verschwindet jovial, weißhaarig, den langen Bart streichend und nach Iwan rufend, in dem schattigen Korridor, um Toilette zu machen und der Doktor fragt Fräulein Mary, ob noch eine Filischanka schwarzer Kaffee zu haben sei, und während Mary die nöthigen Befehle giebt, ist Loncza aufgewacht, hustig, sehr rothwangig, und macht dem Kreisphysikus ein Gesicht. „Loncza, soyez sage!“ macht Fräulein Mary lächelnd und nachsichtig.

„Oh! mais laissez lui donc ses petites folichonneries à cette pauv' fille là, —" sagt er en passant, indem er den schwarzen Kaffee mit blinzelnden Augen und gespitzten Lippen schlürft, während Loncza sich auf dem Marmorsimse des Treppengeländers hinabrutschen läßt — „Il ne faut pas être trop sevère avec elle . . ."

„Doktor, Sie erschrecken mich!" macht Fräulein Mary leise und mit einer graziösen Geberde des Schreckens.

„Man darf es vor Monsieur Mourieff nicht sagen" fährt der behagliche, grauhaarige Herr in den Schlürfpausen fort. („Sonst läßt er ein ganzes Consilium zusammenholen und hält mich für einen Pfuscher!" denkt er sich bei sich). „Aber die Kleine wird wohl mit dem letzten Herbstblatte . . . passé, weg, fort . .!"

Fräulein Mary zittert und stößt einen leisen jammernden Ruf aus; sie erhebt ihre Hände, wie bittend, zum Doktor, vielleicht pocht ihr Herz einen Augenblick stärker als sonst — aber im nächsten Augenblicke schon sieht sie auf die verurtheilte Erbin so großer Reichthümer, die eben im Gartensand unten angelangt ist, mit einem Blick hinab, der mit ihrem Schreck und mit ihrer Geberde in einem seltsamen Widerspruche steht. Es ist ein sonderbarer Blick für diesen Augenblick und bei einem so weichherzigen, theilnahmsvollen Wesen wie Mary, welches keiner Fliege etwas Böses wünscht. Es ist ein seltsamer, kalter, neugieriger Blick. Kann ein so junges Herz schon selbstsüchtig sein? Ach,

manchmal wird im Kinde schon jedes selbstlose und theilnehmende Gefühl erdrückt von rauhen Mutterhänden oder rauhen Lebensgeschicken, und nur die äußeren Formen und Grimassen des Gefühls bleiben übrig. Aber Fräulein Mary hat vielleicht doch ein Herz, denn der Kreisphysikus muß wahrhaftig die Tasse wegstellen, um sie zu beruhigen. „Denn ich würde es nicht überleben, Doktor! mein kleiner Engel! . .“ Und eine wirkliche Thräne blitzt in ihren schönen, blauen, himmlischen Augen.

---

4. Kapitel.

Bei der Frau Gräfin Alexandra Feodorowna Pimpikoff in Jelisawetgrad sind die Nachmittage stets sehr laut, auch wenn keine Gesellschaft da ist. Denn da sitzen die vier überheirathsfähigen Comtessen in der breiten Erkernische, die aus dem alten baufälligen Hause mitten in den Marktplatz vorspringt, und stricken oder nähen an kleinen Nichts — obwohl ihre Garderobe manchmal sehr nöthig hätte, von ihren eigenen, hochadeligen Händen ein wenig ausgebessert zu werden, denn das unglückliche Stubenmädchen kann wahrhaftig all die déchirures nicht stopfen, die nach und nach in der armen Aristokratenfamilie platzen. Und bei diesen kleinen

Nichtsstickereien wird medisirt, kalomnirt und disputirt mit vier dünnen, hohen Stimmen, in die manchmal die schneidende Stimme der dürren Mama, vom Sopha her, einen grellen Farbenreflex wirft. Mlle. Laura, die neue Gesellschafterin, sitzt etwas seitwärts im Zimmer selber an einem lichten, großen Fenster, arbeitet an irgend einer wirklichen Arbeit und wird manchmal aufgerufen, um irgend einer Partei Recht zu geben, und sich's mit der Andern zu verderben. Manchmal geht ein Offizier über den Platz, und dann danken die vier Mädchenköpfe für den Gruß, wie vier dürre Maisstämme, die sich unter demselben Windstoß beugen, und man hat wieder ein Thema. Es ist an diesem heißen Nachmittage eine wahre Erfrischung für diese ausgetrockneten, verlassenen Gemüther, daß Madame Klepetoff von Klepetowo draußen hereinkommt. Mit ihrem grünen Schleier, der selbst in der Windstille wie ein Segel aufgebläht, hinter ihr auf und ab wogt, und mit dem Strickbeutel in der Hand, der immer so vollgepfropft ist, und aus dem sie nie etwas herauszieht. Denn Madame Klepetoff kommt nie ohne Neuigkeit . . . und wär's nur ein Todtschlag in der Umgegend oder ein schlechter Thee bei irgend Jemandem. Da Madame Klepetoff da ist, ertönt bald die Kaffeemühle der Magd von der Küche herüber, und alle sieben Frauen schreien eine Viertelstunde hindurch wirr durch einander. Endlich weiß man, daß Madame Klepetoff heute eigentlich nichts weiß . . . nur etwas über die Gouvernante des alten Mourieff. „Sie werden bald von

einer Hochzeit hören," zischelt Madame Klepetoff und legt energisch ihren Strickbeutel auf eine andere Stelle des Tisches, und glättet sich dann unbarmherzig die Falten des alten, apfelfarbigen, schillernden Kleides.

„Eine Hochzeit!" dröhnen die Pimpikoff und die vier Comtessen. Nur Mlle. Laura lacht nicht; aber sie läßt die Arbeit ruhen und sieht die arme, nichtsahnende, wichtige Madame Klepetoff mit einem so großen, bösen, drohenden Blick aus ihren dunklen Augen an, daß es ein wahrhaftiges Glück ist, daß Aller Augen auf die Erzählerin gerichtet sind.

„Eine Hochzeit, wie ich Ihnen sage," fährt Madame Klepetoff mit einem tiefen, seligen Athemzuge fort, „denn die Kasza vom Schlosse, die kleine bucklige Kasza die zu meiner Antosza kommt, hat mir erzählt, daß diese blonde Intriguantin den alten Mann förmlich umgaukelt . . . sie selber pflückt täglich die rothen Blumen, die er liebt, für seinen Toilettentisch, und schickt schon um sechs Uhr früh den Bedienten damit in die Zimmer des Alten . . . Und er thut nichts ohne sie . . . Er liest ihr sogar die Zeitungen vor! Sie gilt Alles im Hause, und befiehlt . . . das heißt nein, befehlen thut sie nie . . . sie hat eine so duckmäuserische, hinterlistige, grinsende Art, um Alles zu bitten und zu schmeicheln, daß Alle nach ihrer Pfeife tanzen, und der alte Narr am ersten. Die Kasza hat sogar gesehen, wie der Lieutenant Graf Praschkin (er hat draußen seine Visite gemacht!), als er das letzte-

mal zum Thee da war, der Gouvernante im ersten Zimmer aufpaßte, als sie den Thee befehlen ging, und ihr eine förmliche Liebeserklärung vorredete . . . die Kasza ist klein und bucklig, und sie bemerkten sie nicht in der Fensternische, wo sie die Läden schließen wollte. Und da hat ihn das hochnasige Dämchen mit einer so höhnischen Verbeugung stehen gelassen, daß es klar ist, sie muß es darauf angelegt haben, den Alten zu heirathen . . . wie könnt' sie sonst die Galanterieen eines so reichen, eines so schönen ..."

„Schön!" — höhnen die vier Schwestern wüthend. „Ein rothhaariger Affe..!"

„Kurz, reden Sie mir was Sie wollen, Alles zeigt klar und deutlich, daß diese hergelaufene Gouvernante eine Intriguantin ist, der man je eher je lieber das Handwerk legen sollte... Der arme Mann..!"

„Der arme Mann! Ich finde es übrigens ganz natürlich, wenn er der Gouvernante das Journal vorliest... er hat ja Niemand sonst... "

„Wir müssen doch wieder einmal den Park besuchen ... Morgen, wenn's schön ist, und die Wolken sich verzogen haben ... Der Doktor muß mit ..."

„Apropos, der Doktor! Auch der Doktor ist ein untrügliches Barometer für die Chancen dieses Frauenzimmers! Die Schmarotzer wissen am ersten, bei wem sie sich einschmeicheln sollen...

er küßt ihr jedesmal die Hand, wenn er kommt und geht ... Kasza hat es meiner Antosza geschworen ...!"

Mlle. Laura hat sich erhoben und hat ihr scharfes, schönes, braunes Gesicht dem fernen Horizont zugewendet, der über den letzten Häuserdächern des Restplatzes liegt. „Die Wolken über dem Walde sind fort," sagt sie mit fester und klingender Stimme. „Es wird morgen schön werden ..."

* * *

Der Lieutenant Graf George Praschkin von den Suwarow-Dragonern tritt eben in den Park, wie Fräulein Mary die Stufen der Terrasse hinabsteigt — um vom Gärtner die Blumen für die Abendtafel zu holen. Es ist ein sonnenheller Tag, wo jedes grüne Blatt seinen Lichtblick hat, und jede Blume wie von Gold aussieht. Lieutenant Graf George Praschkin von den Suwarow-Dragonern will Monsieur, dem Grafen Mourieff, einen kleinen Besuch machen, wie er sagt. Monsieur der Graf Mourieff ist aber leider eben mit seinem Verwalter und dem Doktor in irgend einem Vorwerke. Der Lieutenant Graf George Praschkin von den Suwarow-Dragonern trägt dieses Unglück sehr geduldig, und nimmt sich die Freiheit, Fräulein Mary in den Blumengarten zu begleiten.

George Praschkin von den Suwarow-Dragonern ist ein noch

sehr junger Offizier — höchstens neunzehn Jahre alt; er ist sehr blond, sehr rosig, sehr kindisch in seinem Aeußern und sehr verderbt in seinem Innern, in Folge der guten Schule des Obersten Maxiewitsch von den Suwarows, der keinen „duckmäuserischen" Offizier dulden will. George Praschkin ist sehr keck, sehr arrogant, sehr hochfahrend gegen die Juden des Städtchens und gegen die bürgerlichen Mädchen, und er ist sehr scabreux in seinen Reden unter den Kameraden, und er ist sehr verlegen und sehr verschämt und sehr kindisch in der Gesellschaft wirklich eleganter Damen. Er versteht sehr viel von Pferden und Hunden ... er lebt nur in den Pferden und Hunden ... er ist wie ein Kind, dem man einen Schnurrbart angebunden hat. Er lästert mit seinen Kameraden alles Echte und Gute, und ich glaube, er wird vor seinem Burschen roth. Fräulein Mary ist nur ein bürgerliches Mädchen. Und ein so schönes Mädchen, wie er noch nie eins gesehen hat. Und seit er sie gesehen hat, interessiren ihn weder Pferde noch Hunde mehr. Er denkt an sie, während seine Kameraden mit ihm von linken Vorderhufen sprechen, und wenn er spazierenreitet, so trägt ihn sein Pferd gewiß zufällig am Schlosse vorbei. Er ist wirklich verliebt, — närrisch verliebt in „die Kleine" ... das gesteht er sich selber. Von Liebe natürlich keine Spur! Und er hat noch jede Gelegenheit wahrgenommen, der Kleinen seine Neigung zu zeigen. Aber weiß der Teufel, er ist immer beim dritten Worte schon verlegen ge-

worden. Das ist ihm noch bei keinem andern bürgerlichen Mädchen passirt. Und wie er jetzt an der Seite der lichten, leichten, graziösen Gestalt hingeht, zwischen den grünen und bunten Beeten, und die Sonne in den Goldschnüren seiner Uniform blitzt und glitzert, und er mit beiden Händen seinen dünnen Säbel trägt, und mit dem albernen, sonnensprossigen Gesichte und dem keimenden Schnurrbärtchen recht häßlich und eingebildet ist, muß er ihr wirklich wieder sagen, „daß sie schön ist ... zum Anbeten ... auf Ehre, Fräulein ...!“

Sie schaut ihn eine Sekunde lang wie erstaunt an, und sagt dann mit einem hochmüthigen Lächeln:

„O! finden Sie, Herr Graf?“

„Ja, und ich wollte es Ihnen schon längst sagen, und preise die Gelegenheit, daß ich ...“ Er spricht durch die Nase und sehr faul und sehr dünn ...

„O! wozu? Es interessirt mich kaum, ob ich Ihnen gefalle oder nicht, Monsieur,“ sagt sie lächelnd, kurz, leicht, und geht schneller.

„Eh ... eh ...!“ Er muß erst nachdenken, ob sie ihm wirklich eine Grobheit gesagt hat. Das junge Herz klopft ihm zum Zerspringen — aber sonderbarer Weise nicht sowohl aus Zorn, wie aus Weh ... es thut ihm, dem Lieutenant Grafen George Praschkin von den Suwarow-Dragonern, wirklich weh, daß sie so ... so ... so garstig ist ..!

„Das ist nicht freundlich von Ihnen, Fräulein“ . . . sagt er mit einem kindischen, natürlichen Tone und bleibt stehen, so daß sie auch stehen bleiben muß. „Warum sind Sie immer so hart gegen mich? Ich kann doch nichts dafür, daß ich Sie so teufelmäßig lieb habe? . .“

Er spricht manchmal weniger durch die Nase, und es klingt manchmal wie kindliche Aufrichtigkeit aus der ganzen verschrobenen Aeußerlichkeit des jungen Offiziers, der die Millionen seiner alten Tante zu erben hat . . . Und der nur für die Pferde und Hunde lebt . . . Er weiß eben für gewöhnlich nicht recht, was er mit sich und seiner Zukunft anfangen soll. Er hat schon alle möglichen Weine gekostet, und sie schmecken ihm nicht . . . er kann schon so gut reiten, daß er nicht einmal mehr abgeworfen werden kann . . . er hat so viele Schulden gemacht, daß seine gnädige Mama ihm in jedem Briefe mit ihrem mütterlichen Anathema droht . . . . . und er kann sich nicht einmal dieser Schulden wegen eine Kugel durch den Kopf schießen, denn er ist ja der einzige Erbe einer uralten, whistspielenden, buckligen, unverheiratheten Tante, die Millionen besitzt. Lesen? . . Montépin ist bald ausgelesen, und der arme junge Mensch hat nie Geschmack gehabt an eigentlicher Lectüre . . . Und dabei war er erst neunzehn Jahre alt, und trotz seiner scabrösen und gotteslästerlichen Reden unter seinen Kameraden, und, trotz seiner Arroganz gegen Bürgermädchen und Juden, hatte er sich doch noch nie getraut, sich zu verlieben . . .

Fräulein Mary ist mit ihm stehen geblieben und schaut ihn einen Augenblick zweifelhaft an. Da stand er vor ihr, in der reichen, golddüberschwemmten Uniform, häßlich, mit offenem Munde, voll Sommersprossen, die behandschuhten Hände mit der zierlichen Säbelkettte spielend — so jung, so altbärtig, und sie so zuversichtlich und dabei so verlegen anschauend ... Nein. Sie konnte den Lieutenant Grafen George Praschkin von den Suwarow-Dragonern nicht seriös nehmen ... er war zu dumm! und zu — ehrlich.

„Mein Himmel, was wollen Sie nur eigentlich von mir?“ sagt sie halb ungeduldig, halb lächelnd, und beinahe ebenso naiv wie er.

Er scharrt mit den Sporen im Sande und streicht seinen unbedeutenden Schnurrbart. „Ich ... ich? Ich möchte Ihnen nur sagen, daß ich wie ein Narr vernarrt bin in Sie, mein Fräulein; Sie sind aber auch zu schön, auf Ehre ..!“

Das — in solchem Tone gesagt, wäre von jedem Andern eine Beleidigung gewesen; aber der arme, kleine, naßohrige Graf sah so aufrichtig und albern dabei aus, und er hatte eine solche ehrliche Kinderstimme, daß Fräulein Mary nur lächeln konnte — sie mußte lächeln, so sehr sie sich auch zum Gegentheile zwang. „So, nun weiß ich's, ich danke Ihnen. Steht Ihnen noch etwas zu Befehl, Monsieur Graf?“ ruft sie lustig.

„N ... nein," sagt er verblüfft. „Sie sind also nicht böse ..?"

„Mein Gott, nein — ich habe Ihnen ja schon einmal gesagt, daß es mich nicht kümmern kann, ob Sie mich anbeten oder übersehen — was kann das mir verschlagen? Daß Sie es mir sagten, war freilich überflüssig ... Da es aber einmal geschehen ist, merci bien für die Neuigkeit ..!"

Lieutenant Graf George Praschkin ist der reichste Mensch im Regiment, denn er hat Millionen zu hoffen. Alle vier Comtessen Pimpikoff und die hochnasige, dürre Tochter des grünbeschirmten Fürsten Zolgoroukoff wären im siebenten Himmel gewesen und hätten ihr graziösestes Lächeln gehabt für ein Zehntheil der Liebenswürdigkeiten, die der Offizier der armen Gouvernante aufrichtig erwies. Für die arme Gouvernante waren seine Fadaisen freilich mehr beleidigend als schmeichelhaft, denn er konnte dieselben nie in dem Sinne eines Freiers avoué meinen. Und doch ... wie Fräulein Mary ihn so vor sich stehen sah, so jung, so dumm, so verliebt, daß ihm beinahe die Thränen in die Augen kamen über ihren Spott, da dachte sie vielleicht einen Moment, daß es nicht so schwer sein müßte, diesen green finch ... Aber im nächsten Momente war sie wieder gedankenwach. Da war das Schloß, da war ihre Bahn ... was kümmerten sie die probablen Millionen und die Dummheit des jungen Menschen? Sie verneigte sich leicht ...

„Weiter darf ich Sie nicht bemühen — denn ich glaube, dort geht Monsieur Mourieff die Terrasse hinauf ...“

George Praschkin sieht aus, als wünsche er Monsieur Mourieff dahin, wo der Pfeffer wächst. „Und — und weiter haben Sie mir gar nichts zu sagen?“ stottert er. — „Nichts, als daß ich Sie ersuche, Ihre Liebenswürdigkeit heut zum letzten Mal an ein so unbedeutendes Geschöpf, wie es ich bin, vergeudet zu haben. Ihre Dienerin, Herr Graf.“

* * *

Als Lieutenant Graf George Praschkin von den Suwarow-Dragonern nach Tisch aus dem Casino nach Hause ging, blieb er in seinem weißgetünchten Zimmer, wo die prachtvollsten Bärenteppiche und die luxuriösesten Comfortsachen auf den abgenütztesten Möbeln kampirten, vor seinen schönciselirten, an der Wand gekreuzten Pistolen stehen, und schaute sie lange an.

Sein Bursche dachte wirklich, er halte einen Monolog. Aber er verstand nichts von den gemurmelten Worten des jungen Cavaliers, als: „Steinherz! Kugel durch den Kopf! Kolossale Dummheit ... Eine Gans ...“ Dann wandte er sich um und sagte mit einem phlegmatisch-zornigen Racheentschlusse: „Putze mir das Pferdezeug sauber, Ignacy. Ich lasse mich zu einem andern Regimente versetzen. Nest verdammtes, das ..!“

5. Kapitel.

Der Graf Mourieff und der Kreisphysikus machen noch immer die Rundfahrt auf dem Gute — ganz nach Zaarenweise, die Abhänge hinauf, wo die Männer in den Leinwandkleidern das goldene Getreide mähen, an Waldrändern vorüber, über denen der Adler mit breiten Flügelschlägen in der lichten Luft liegt, — an einsamen Steppenhäusern vorüber, wo eine gelbgrüne Mauthschranke in der Sonne fault oder eine Flur von Sonnenblumen wuchert, an Karczmen vorbei, wo der Wirth die Mütze zieht und mit der grüßenden Hand den Boden berührt.

Die glühende Augustsonne ist im Sinken; sie beglänzt noch mit grellem Purpur alle Fensterflügel des westlichen Schloßflügels. Das alte Gemäuer, der über die Thüren herabwuchernde Epheu, Alles ist in ein intensives, rosiges Licht getaucht. Und auch die zwei Gestalten, die in dem Einen Fenster erscheinen. Die gute alte Wirthschafterin Madame Schitieff, die an ihrem Fenster bei einer Näharbeit von den Dirigenten-Pflichten des ganzen Tages ausruht und Fräulein Mary, die sie besuchen kam, da Loncza im Bibliothekzimmer unten bei ihrer Aufgabe sitzt und dabei wie

gewöhnlich Löcher in die Tischplatte schneidet. Der liebliche sinnende Mädchenkopf nimmt sich wunderschön aus in diesen zitternden Rosenlichtern der Sonne. Man könnte unwillkürlich dabei denken, daß das Köpfchen dazu geschaffen sei, an solchen Abenden süße Liebesworte zu hören in solchen verschwiegenen Fensternischen. Aber Fräulein Mary ist von anderer Art. Sie hat für Alles mehr Sinn, als für das süße Gefühl der Liebe; sie liebt die ganze Welt so höflich, so liebenswürdig, so immer gleich freundlich und herzlich, daß sie kein Stückchen Herz übrig behalten hat. Sie sieht mit so klaren Augen in die Pracht des Abends, in die Büsche und Bäume und Statuen und Boskets und Glashäuser des Gartens hinein, daß man ihr durch den Himmelsteint der Augen bis in's Herz sehen zu können meint. Sie ist das lieblichste, sorgloseste Kind, das Madame Schitieff jemals gesehen hat. Aber Madame Schitieff hat auch zu bemerken geglaubt, daß Fräulein Mary allzu unentbehrlich zu werden anfängt im Hause. — Das arme junge Ding hat vielleicht Hoffnungen! .. Und wie jetzt Fräulein Mary vor ihr steht, mit ihrer feenhaften Stickerei in der Hand, während sie selber mit der großen Brille auf der Nase an einem feinen Spitzenstreifchen säumt, erzählt sie ihr vertraulich, mütterlich, was man vom alten Herrn weiß ... wie er in seiner Jugend von einer Intriguantin bethört worden sei, in eine schimpfliche, abscheuliche Ehe hinein, wie er diese abgefeimte Person dann ebenso gehaßt und verachtet, als er sie im

ersten Taumel angebetet habe, wie sie dann nach der vollständigen, durch einen Ukas herbeigeführten Trennung noch 2, 3 Jahre hindurch auf Grund ihres Kindes hin ihren ehemaligen Gatten wieder an sich zu locken oder wenigstens auszupressen versucht habe, bis sie endlich in Vergessenheit und Elend verschollen sei. „Und das ist das gewöhnliche Ende solcher Abenteurerinnen,“ — sagte Madame Schitieff zuletzt gutmüthig und salbungsvoll.

Fräulein Mary hat vielleicht kaum aufmerksam zugehört; die feine bunte Stickerei gaukelt so rastlos in ihren kleinen weißen Händen hin und her, und sie sagt nur ohne aufzusehn: „Ah . . .?“

Und dann sang die gute Madame Schitieff die Hymne von der zweiten glücklichen Ehe des alten Herrn, von dem Engel, und von der Liebe und dem unendlichen Schmerze, daß Fräulein Mary ganz gerührt wurde und ihre großen schwimmenden Augen gen Himmel richtete und die Stickerei in der Luft ruhen ließ — der zweite Theil der Lebensgeschichte mußte sie sichtlich mehr interessiren als jener erste, romantische.

„Und so lebt denn Monseigneur nur noch in seinem Kinde, das ihm Gott noch lange erhalten möge . . . Sie haben doch den Thee in Verwahrung genommen, Fräulein, daß Sie ihn in der Nacht bei der Hand haben, wenn die Kleine husten sollte . .?“

„Jawohl“, sagt die Gouvernannte.

* * *

Die Sonne war schon untergegangen, aber noch lag ein graues Licht über den Bergen. Die Bauern der Hütten, die am Steppenrande lagen, waren vor ihren Thüren und rauchten ihre kurze Pfeife, während die weißrockigen Frauen, mit den kurzen lichtgelben Haaren und den unförmlichen Stiefeln, den Kißlischtschi bereiteten. Die Maisfelder, die sich an diesen Hütten hinzogen, wogten mit ihren langen holzigen Stoppeln in der Abendluft wie nickende Gerippe, die Sonnenblumen verhüllten vor der Dämmerung ihren stolzen Kelch, die Adler flogen in die Steppe hinein, die hohe Brunnenstange knarrte auf und nieder, und eine Budka fuhr mit ungeschmierten quiekenden Rädern über die Landstraße. Das war der ganze Horizont, den man über den Garten weg vom Schlosse übersehen konnte. Im Schlosse selbst herrschte jetzt regeres Leben als bei Tage. Die Reitknechte, die Bedienten, die Mägde vollendeten ihre Tagesarbeit oder bereiteten die morgige vor. In der großen Küche wurde die Abendmahlzeit für das Gesinde gekocht, während Madame Schitieff die Leitung des frischen Theebrodes übernommen hatte. Comtesse Loncza saß in den dunkelnden Zimmern des ersten Stockwerks an einem prachtvollen Flügel und klimperte mit dem Zeigefinger der rechten Hand ein Bauernlied „aus dem Kopfe". Fräulein Mary stand neben dem Piano am Fenster, in die dicken Falten des Vorhangs gelehnt, und schaute sinnend auf das eintönige dunkelnde Bild der Landstraße hinaus. Sie fuhr wie aus einem Traume auf, als Loncza

mit einem raschen Schlag auf unzählige Tasten zugleich ihre kindlichen Phantasieen schloß und zur Thür hinaus schoß — vielleicht um den Caro unten an den Ohren zu zerren. Aber Mary war jetzt allein. Und das brüske Erwecken hatte ihre Gedanken wie im Wirbel herumgetrieben. Sie konnte jetzt nicht mehr ruhig am Fenster bleiben; die Ruhe des Landschaftsbildes, über welches langsam die Dämmerung hinkroch wie eine Spinne, die ihr Gewebe nach sich zieht, schmerzte sie im Herzen. Und sie fing an, in der Zimmer-Reihe auf und ab zu gehen. Auf und ab, auf und ab. Ueber die weichen Teppiche, die nach ihrem sanften Tritte immer wieder emporschwellten wie getretenes Wasser; zwischen den ungeheuren, prächtigen, dunkelsammetnen Möbeln hindurch, an den hohen Spiegeln vorbei, die keinen Wiederschein mehr gaben in der Dunkelheit, durch diese großen, hallenden, sanft duftenden Räume, die selbst in dieser düstern Abendstunde ein Gefühl des Wohlbehagens, der Sicherheit, des Comforts und des Reichthums gaben dieser einsamen, kleinen, fröstelnden, zarten Gestalt in dem grauen Hauskleidchen, die so rastlos ihren Gedanken nachlief in der langen Zimmerreihe: „Mutter, ich w e r d e das Vermögen wiedererlangen, welches Dir gebührt und mir gebührt . . . Ich habe es mir geschworen, und ich werde mein Ziel erreichen!“ Die kleinen, kinderhaften Hände ballten sich über der schwerathmenden Brust, als umfaßte sie eine erbarmungslose Waffe. „Du bist im Elend gestorben, Mutter, auf dem Stroh, verlassen von Allen, verlassen

selbst von dem Manne, der Dich einst geliebt hatte, verlassen von allen Denen, die sich Dir jemals in Freundschaft oder Selbstsucht genaht hatten. Als Kind schon, wenn Deine Mittel erschöpft waren und die Kehle Dir versagte, hörte ich von Dir mit zornigen Flüchen die Geschichte Deiner kurzen Pracht, und wie sie Dir's wieder stahlen, diese adeligen, hochmüthigen, unerbittlichen Affen, die Dich aus dem Hause, aus dem Namen, aus dem Reichthum stießen, der Dir vor Gott und den Menschen gebührte. Und Dein falscher Gatte, mein Vater, war der Erste, Dich wieder in's Elend zurückzujagen in seinem blinden Hasse. O! Ich habe diese Geschichte tausendmal gehört, und ich habe sie Wort für Wort behalten. Und als ich größer wurde, und Du keinen Ton mehr in der dürren, alten Kehle und keinen Schimmer mehr in den trübgewordenen Augen hattest, da stelltest du mich in dem kurzen Flitterkleide hinaus auf die Bühne, und ich tanzte und lächelte, wie Du es mich gelehrt hattest, und wurde gehätschelt und mit Bonbons gefüttert und ein Wunderkind genannt. Und als ich größer wurde, und zu krähen anfing, da war wieder ein anderes Geschrei und ein anderer Jubel, und du prägtest jeden Ton meiner Kehle, jedes eingelernte Lächeln meiner Lippen in Goldstücke um. Aber ich haßte dieses Leben, ich war stolzen und hochmüthigen Sinnes von meinem stolzen und hochmüthigen Vater aus; es empörte mich, mich vor die gaffenden und schreienden Laffen hinzustellen und ihnen mein Lächeln und die Töne meiner Seele zu verkaufen, Zoll für

Zoll; Du hattest mir schon als Kind eingelernt und eingeredet, daß ein Unrecht auf meinem Leben laste, daß ein stolzer Titel, ein königliches Vermögen mir gebühren, der Tochter des stolzesten und reichsten Mannes. Und seit ich denken kann, war mein einziger Gedanke, mein einziges Sehnen und Streben auf die Möglichkeit gerichtet, mir mein Recht und mein Glück wiederzuverschaffen. In den Jahren, wo andere Mädchen von verzauberten Prinzen und Liebe träumen, träumte ich bei unserem magern Abendmahle in unserer kahlen Wohnung von den warmen Zimmern des Reichthums, von Comfort, von Dienerschaft, von einem stolzen, sichern Dache über dem ruhig schlummernden Haupte — denn das Alles gebührte mir doch! Und ich habe gesonnen und gesonnen und geträumt, und habe mir geschworen, daß ich erhalten wolle, was mir gehörte. Was konnte ich für Deine Fehler oder für Dein Unrecht?

Was waren mir Triumphe oder die Liebe? Reich sein, stolz sein können; an allen diesen Menschen, deren Anbetung mich beleidigte, an all diesen Weibern, die hochmüthig auf mich herabsahen um meines Talentes willen, ohne daß die geringste Sünde meinen Namen beschmutzte, an allen diesen hochmüthigen, grausamen, verhaßten hochadeligen und reichen Glücklichen, die uns von sich gestoßen hatten, Rache nehmen können, indem ich sie quälte mit meinem Reichthum, mit meinem Hochmuth, mit meiner Bosheit . . .! Denn wer reich ist, der herrscht — das hast Du mich

gelehrt, ehe ich es nachlallen konnte, Mutter! Reich sein! In einem großen, sicheren Hause wohnen, Abends das Säuseln der eigenen Linden über dem schlummermüden, geschützten Haupte hören, immer in der Wärme, im sanften Dufte, in der freundlichen Farbenpracht des Comforts leben ... Das kann nur würdigen und verstehen, wer das Elend gefühlt hat, der Heimathlose, der Vagabund! Oft, wenn wir von einem Orte zum andern reisten, im Herbst, wenn der kalte Wind über die fremden, abendlichen Felder strich und wir das Haus noch nicht kannten, das uns in der Nacht Obdach geben sollte, da schwoll mein Herz in Bangigkeit und Zorn, und ich schwur abermals in den fremden, finstern, regennassen, kalten Himmel hinein, umsaust von dem Sturm, der so grausam und wimmernd und klagend und trostlos nur einen heimathlosen Wanderer umwüthet, daß ich den Reichthum haben wolle, der mir gebührt, trotz des tyrannischen und willkürlichen Befehles eines Despoten; daß ich mich dann rächen wolle und genießen, genießen die Schönheit eines jeden Tages, die süße Pracht der Mondnacht, die thränenschimmernde Lieblichkeit des Frühlingstages, an denen ich jetzt achtlos vorbeiwandern mußte; denn es galt das Leben von morgen, das Obdach von heute; und der Trotz und der Haß und der Hochmuth über all die leichten Witze, welche die Tochter der Komödiantin umschmeichelten, gaben mir Kraft, meine beschworene Bahn Schritt für Schritt weiter zu gehen. Du starbst, Mutter, mit mir allein in dem kahlen, kalten,

unfreundlichen Zimmer; auf der Bettdecke lagen die Blumensträuße, die mir Abends zuvor die jungen Herren auf die Bühne geworfen hatten — und die Medicinflaschen waren leer, denn wir konnten sie nicht bezahlen. Du starbst zur rechten Zeit. Und aus Deinem Todtenzimmer hinaus ging meine Bahn in ein neues Leben. Wir waren in Genf. Ich verdingte mich in einem Mädcheninstitute zu den größten Plackereien, nur um den wilden, radebrechenden Sprachkenntnissen meines Kindervagabundenthums eine Basis zu geben. Ich nähte, ich arbeitete dort wie eine Magd, und lernte dabei in einer Ecke mit den Zahlenden, und was ich in einer Stunde gelernt hatte, lehrte ich in der zweiten den Anfängerinnen. So lebte ich zwei Jahre hindurch wie eine Sklavin. Ich wußte noch nicht, wie ich mich meinen Feinden nahen könne, um ihnen ihren Raub zu entreißen, aber ich wußte, daß ich beides nur konnte, indem ich ihre Grimassen einlernte. Da — eines Tages — erfuhr ich, daß die Frau, welche an die Stelle meiner armen, elend zu Grund gegangenen Mutter getreten, gestorben war. Ich raffte alle meine Kräfte, all meinen Scharfsinn zusammen, ich gewann die Parthie gegen alle Prätendentinnen, ich war ja der Liebling der Vorsteherin geworden! und ich kam hierher. Das Kind, welches hier meine Stelle einnahm, fand ich krank, verurtheilt. Ich gewann die Liebe des armen Geschöpfes, und ich gewann die Duldung des alten, harten, stolzen Mannes. Ich war ja lange genug Komödiantin gewesen, und das kommt

mir zu gut. Ich kann Herzen gewinnen. Ich sehe das Ende meiner Bahn noch nicht, aber ich halte die Gewinnkarten in meiner Hand. Ich sollte den alten Mann vielleicht gern haben — aber ich kann nicht. Ich kann nichts lieb haben auf der Welt, ich habe es nie gelernt. Ich habe die Menschen nur immer gekannt in ihrer Eigenliebe oder in ihrem Hochmuth. Und ich habe nie etwas lieb gehabt, und meine Lippen haben nie sanft die Lippen eines andern Wesens berührt. Dazu hatte ich keine Zeit. Ich mußte elende Kunststücke einlernen, und ich mußte Brod verdienen, und in den freien Stunden fröstelnd in einem kahlen Zimmer meine Mutter von ihren Rechten und von den Wohlthaten des Reichthums fluchen hören. — Ich kann nur selbstsüchtig sein, und das habe ich von Dir, Mutter. Aber den Stolz und den Trotz habe ich von dem harten Manne, der Dich verstoßen hat, und der mich in Dir haßte und verstieß, ohne mich jemals gekannt zu haben. Und ich bin ja doch sein Kind!" —

Sie war sein Kind — aber unter Watteau'schen Cavalieren und persischen Tüchern und Pleyelschen Flügeln giebt es keine Kinder. Es giebt da nur unwürdige oder brillante Vertreter eines alten Namens.

Die Nacht ist ganz herabgesunken — kühl, feucht, von Regenschauern unterbrochen, schwarz. Die Gouvernante sitzt noch immer auf der Sesselarmlehne, auf die sie in ihren wilden, jagenden Gedanken hingesunken ist, den schönen, blonden Mädchenkopf

in die Hände gelegt; sie ist nie bös gewesen. Aber sie hat nie Güte gefühlt oder gelernt, und der Keim der Selbstsucht und des Trotzes und der Heuchelei war in ihrer freundlosen, elenden Kindheit genährt und gepflegt worden von der Armuth und der Heimathlosigkeit und der Selbstsucht des täglichen Lebens.

Jetzt fuhr sie auf — es war ganz dunkel um sie. Ein Wagen fuhr in den Hof. Sie konnte, in dem Dunkel unten, anfangs nichts genau unterscheiden. Aus der Bauernschänke drüben über dem Gartengitter tönte Musik. Es waren Seiltänzer da. Der Wagen war wirklich der Wagen Monsieur Mourieff's, der mit dem Doktor von seiner heutigen Zaarenreise zurückkam. Und wo war Loncza hingerathen? Auf dem halben Wege nach der Thür kam der Gouvernante ein Bedienter mit einem Lichte in der Hand entgegen. Es blendete ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen anfangs. Nach und nach sah sie aber seine leberfarbige Livree, sein gelbes Gesicht, die hellbeschienene Hand, die den silbernen Doppelleuchter hielt, und sie hörte durch den Pferdelärm im Hofe, durch das Fallen der einzelnen Regentropfen in die Dachrinne, und durch ihre eigenen Gedanken hindurch seine Worte: „Ich suche Sie schon lange, Fräulein, und ich dachte nicht, daß Sie noch hier in den finstern Zimmern seien ... Comtesse Loncza hat im Korridor unten mit den Blumenetagèren gespielt, und hat dabei ihren Hustenanfall bekommen, und der will gar nicht aufhören, es ist wie ein Krampf, und Madame Schitieff schickte mich nach Ihnen.

6. Kapitel.

Die Pimpikoff's, Mlle. Laura und Madame Klepetoff sind aus dem Städtchen in den Park herausgefahren, Lieutenant Praschkin von den Suwarow=Dragonern ist neben dem Wagen mitgeritten. Die alte Gräfin ist rosenfarben gekleidet und trägt einen großen, großen Schwammhut, und die vier Comtessen sind rosenfarben gekleidet und tragen große, große Schwammhüte; Mlle. Laura ist schwarz, einfach, elegant wie immer, Madame Klepetoff's grüner Schleier breitet sich wie eine Zauberwolke über den großen Garten aus, und ihr vollgepfropfter Pompadour gaukelt bei jeder Bewegung ihrer Arme in der Luft herum; Lieutenant Praschkin ist — ein Lieutenant.

Sie sind in's Billardzimmer des Erdgeschosses gestürmt, haben Monseigneur holen lassen, haben die kleine Loncza, die durch tausend übersüße Thees wieder hergestellt sein soll, (wie der Kreisphysikus bei der gestrigen Abreise versicherte) mitgeschleppt, und flattern jetzt im Park umher, während der Wagen und das Pferd des Lieutenants von den Suwarow=Dragonern vor dem Gitter wartet. Der Lieutenant Praschkin macht der allerältesten und allerhäßlichsten Comtesse Pimpikoff auffallend den Hof, um

die kleine Gouvernante zu ärgern — Monsieur le Comte, die hausherrliche Galanterie selber, geht neben den älteren Damen her, Loncza schleicht heute gegen ihre Gewohnheit still und kränklich nach, und Fräulein Mary führt sie an der Hand — still, höflich, zufrieden, bescheiden, lächelnd, wunderhübsch.

Und die Trommel und die quikende Musik — dießmal vor dem Gitterthore, — es ist wirklich ein Bärentreiber aus Dalmatien unten, ein schöner, brauner, junger Bursch mit rother Mütze, türkischen Beinkleidern, ein Tambourin in der Hand, einen Bären an der Seite, umschrieen und umschwärmt und umjubelt von allen Kindern des Dorfes. Vielleicht sind Kinder im Schlosse, er bleibt vor dem Parkgitter stehen und schlägt das Tambourin und heult seine monotone, heimathliche, traurige Melodie dazu. Loncza wird beinahe lebendig, und die ganze Gesellschaft bleibt im Vorbeigehen am Gitter stehen. Der Bär tanzt, die Dorfkinder glotzen jetzt mehr auf die Herrschaft als auf den Bären, der braune Kerl singt und schlägt das Tambourin, die Herrschaften grimassiren und lächeln überlegen, und die kleine Loncza muß heute wirklich viel kränker sein. Sie hat einen Anlauf zum Schreien und Springen genommen, und ist im nächsten Augenblick wieder stumm und still stehen geblieben und starrt nur mit großen glänzenden Augen den Bären an. Monsieur le Comte reicht ihr ein Geldstück, damit sie den Bärenführer beschenke; aber Loncza hat heute an nichts Freude, Fräulein Mary soll das

Geld geben ... Wo ist Fräulein Mary? Niemand hat sich um sie gekümmert. Sie hat hinter der Gruppe gestanden. Jetzt wendet sich Monsieur le Comte zu ihr und ersucht sie, diese Gabe hinauszu ... Fräulein Mary zögert einen Augenblick, ehe sie das Geld nimmt ... Aber nur einen Augenblick, Monsieur le Comte hat nicht einmal Zeit, sie verwundert anzusehn. Jetzt nimmt sie die Gabe und tritt in das Gitterthor zu dem Bärenführer und reicht sie ihm hin, mit einem finstern, fremden, ungeduldigen Ausdrucke in ihrem immer so freundlichen Gesichte, sie will, daß es schon vorüber sei ... Es ekelt ihr vielleicht vor dem schmutzigen, unheimlichen Vagabunden. Der hört zu trommeln und zu heulen auf und zieht die Mütze und tritt mit vielen Bücklingen näher, und — und an dem Gelde muß ein Zauber haften — anstatt es zu nehmen, starrt er nur die Geberin an, mit schönen, funkelnden, schwarzen Augen und offenem Munde, über dem sich ein dunkles winziges Bärtchen kräuselt.

„So nehmt doch!“ — sagt Fräulein Mary heiser, ungeduldig. Der schöne Vagabund streckt jetzt langsam seine braune Hand aus, aber sein Mund verzieht sich in ein breites vertrauliches Grinsen, als habe er ... Die Gesellschaft hat sich schon zum Weitergehen gewendet. Niemand sieht mehr auf Fräulein Mary. Und sie kann jetzt schnell zwei, drei Worte zu dem Vagabunden sprechen. Dann läßt sie das Geld in seine braune Hand gleiten und eilt der Gesellschaft nach, und ihr weißes Sommerkleid flattert

in der warmen Brise und streift im schnellen Lauf die Blumen. Aber dann bleibt sie stehen. Es fehlt Jemand: Mlle. Laura ist auch zurückgeblieben, und kommt erst nach. Mlle. Laura hat Fräulein Mary überhaupt während des ganzen Spazierganges nicht aus den Augen gelassen — ihre Rivalin, ihre Nachfolgerin, die kleine Intriguantin, die es auf Monsieur le Comte abgesehen hatte! .. Mlle. Laura mußte doch sehen, was an dem lächerlichen, affektirten Dinge war ... Und sie hatte das lächerliche, affektirte Ding den ganzen Spaziergang über mit bösen, finstern, boshaften, verächtlichen Blicken gemustert; aber wie sie jetzt nachkam, hatte ihr Auge einen freudigen oder freundlichen Glanz, und ihr schöner, stolzer Mund lächelte, und sie schloß sich wirklich an Fräulein Mary an, und begann eine Conversation ...

„Est-ce que vous vous trouvez parfaitement bien dans votre position actuelle, mademoiselle ...?“

* * *

Um fünf Uhr fährt und reitet die Gesellschaft wieder nach Hause ... Nur Mlle. Laura hatte Kopfschmerz, schrecklichen Kopfschmerz, und sie wird den Weg zu Fuß machen, si mesdames veulent bien le permettre ...

„Mais comment donc! ..“

* * *

Am Ende des geleckten und geschniegelten Blumengartens, dort, wo der dichte Park in englischer Anlage beginnt, steht die leere Hütte eines Parkhüters im hohen üppigen Grase, in das die Füße wie in Wasser tauchen. Loncza ist zu Bett gebracht, heute zeitiger als sonst, es ist erst neun Uhr. Fräulein Mary hat ihr ihren Thee gegeben, hat sie sorgsam in ihre weichen warmen Decken eingehüllt, und hat ihr ihre Lieblingsgeschichte vom Oger erzählt. Aber Loncza hat sie heute fortwährend mit andern Fragen unterbrochen, sie ist so seltsam aufgeregt heute, sie fiebert, sie will mitten in der interessanten Episode, wo der Oger nach Hause kommt, wissen, ob heute Nacht wieder so weiße Schatten durch's Zimmer gehen werden, „Sie haben geschlafen, Fräulein Mary, und mir war die Kehle zugeschnürt, und ich konnte nicht schreien, aber es waren weiße Schatten ... Und dann, dann dachte ich wieder, daß Sie an meinem Bette ständen und sich über mich neigten, aber Sie waren es doch nicht, das Gesicht war viel älter, und so zornig, und ... Ich will heute nicht einschlafen. Ich fürchte mich vor dem Einschlafen, Sie dürfen auch nicht einschlafen.“ — Mary beruhigt sie. Aber sie fiebert selbst. Es ist ein seltsames, unheimliches, altes Gebäude, das Schloß — und es ist ein seltsames, unheimliches Land, das Kleinrußland, wo man nie ganz stirbt und todt ist, wenn auch der schwerste Leichenstein die schwerste Schuld bedeckt; wo man in nächtlicher Weile, wenn man an den Kirchhöfen vorübergeht, in

deren Mitte die kleine hölzerne Kirche steht, die Vampyre in den Gräbern schmatzen hören kann ... Mary fiebert heute selbst. Sie selber hat heute Nacht von ihrer Mutter geträumt — die alte, blonde Sängerin mit den scharfen, strengen Zügen war an ihrem eigenen Bette erschienen, und ihre Augen hatten stumm und schwer auf die Schlafende gedrückt, daß sie mit einem dumpfen Schrei wach geworden war, und das Kind hatte ihr über das trübbrennende Nachtlicht herüber aus seinem eigenen Bettchen her zugejammert: „Waren Sie jetzt an meinem Bette gewesen, Fräulein Mary ...?“ Mary fiebert selber in dieser schwarzen, unheimlichen, windsausenden Nacht, in dem stillen Zimmer, beim bleichen Lampenlichte und beim Picken der kleinen, silbernen Pendeluhr. Und sie erzählte weiter vom Oger.

Loncza schlief. Fräulein Mary erhob sich leise von ihrem Sitze und neigte sich über das Kind, und hob die Lampe, und schaute, ob es schlafe, und horchte auf die unregelmäßigen, schweren, kranken Athemzüge desselben. Loncza schlief fest.

Fräulein Mary stellte die Lampe wieder hin und schaute auf die Uhr. Es war gerade neun Uhr. Erst neun Uhr. Das weiße Kindergesicht, mit den purpurrothen Flecken auf den Wangen, lag wie begraben in den weichen, weißen, spitzenumfältelten Kissen. Fräulein Mary war allein. Das Lächeln von ihrem immerlächelnden Munde war verschwunden, ihre kindlichen naiven Augen

hatten wieder den müden, sinnenden Ausdruck angenommen, und die fröhliche kleine Gouvernante war wieder das altbärtige Kind geworden. Sie hatte für gewöhnlich unter ihrer Hülle von Lächeln, Freundlichkeit und Herzlichkeit kein Gefühl für fremde Freuden, oder für fremdes Leid, sie hatte kein Gemüth, wie sie selber sagte, sie hatte nur die Selbstsucht und den Trotz. Aber jetzt, in dieser einsamen, dunklen Stunde lebte vielleicht eine Erinnerung an ihre eigene Kindheit in ihrem selbstischen, berechnenden Herzen auf, wie das arme, kranke, verurtheilte Kind, hier schwerathmend, mit brennenden Wangen in den Kissen lag, mutterlos. Mutterlos! Mary wußte, was das war. Heute war ihr in dem Vagabunden am Gitterthore ein Stück Vergangenheit in wüster, wilder Gestalt vor die Augen getreten, gefährlich, drohend, das ganze mühsam aufgeführte Gebäude ihrer Berechnungen niederzureißen mit einer Bewegung seiner plumpen, boshaften Hand, der Gedanke brachte sie wieder ganz zu sich! es war halb zehn Uhr. Noch einen Blick auf die arme Erbin so unermeßlicher Reichthümer, und Fräulein Mary ging rasch nach der Thür. Vor einigen Minuten noch hatte sie sich unter den Worten des kranken Kindes in diesem einsamen, mattbeleuchteten, stillen Zimmer gefürchtet, sie hatte vielleicht geschauert bei dem Gedanken, durch die Gänge des unheimlichen, großen, windburchheulten, finstern Gebäudes gehen zu müssen, allein, im Dunkel, leise wie eine Diebin . . . Der Gedanke an die Gefahr, die ihr aus dem breiten

Lächeln des braunen Burschen gedroht hatte, ließ ihr junges Herz alle kindische oder weibliche Furcht vergessen, und sie stand auf dem Corridor, ehe sie sich noch recht besann. Sie lauschte einen Augenblick. Alles war schon still in diesem Theile des Schlosses, den nur sie und Loncza und die verschlafene Wirtschafterin bewohnten. Sie schloß die Thür des Zimmers geräuschlos und tastete sich den Korridor entlang, bis an die Treppe, diese finstere Treppe hinab, durch deren Fenster ein dunkelgrauer Nachthimmel in's schwärzere Dunkel hineindämmerte; jetzt war sie auf den Quadern des Erdgeschosses angelangt, von da führte die unverschlossene Thür in den Garten. Sie stand in der kalten, finstern Nachtluft, fröstelnd in ihrem weißen, leichten, feenhaften Sommerkleide.

* * *

Sie stand gerade unter dem mattbeleuchteten Fenster ihres und Loncza's Schlafzimmers, und wie sie so in der finsteren Nachtluft dastand, hörte sie einen dumpfen Schlag an dieses Fenster. Sie erschrak und schaute hinauf — war Loncza erwacht? Nein — nichts — ein Nachtvogel, der sich an die Fensterrahmen geklammert hatte, flog mit einem abscheulichen Uhugeschrei fort. Es wurde plötzlich unheimlich, so dicht an dem schwarzen, schweigsamen Hause, an der kleinen Thür — unheimlicher als in dem finstern, verlassenen, einsamen Parke. Es war heute Etwas in

diesem Hause oder in ihr, was ihr Grauen erregte und sie forttrieb — sie eilte vorwärts. Sie sah den Weg nicht, aber sie kannte ihn. Ihr leichtes, flatterndes Kleid streifte die feuchten Blumen und Gräser — jetzt war sie am Ende des Gartens angekommen. Sie fühlte sich mit der Hand weiter, an den Gitterstangen, da mußte das Parkhüterhäuschen sein, und sie blieb athemlos stehen. Denn da war das hohe, weiche Gras, in welches der Fuß einsank wie in Wasser. Ihre Schritte durch dieses hohe, feuchte Gras hatten ein streifendes Geräusch gemacht, und ein ebensolches, streifendes Geräusch hörte sie jetzt dicht rechts neben sich. Sie wollte leise fragen ... aber in demselben Augenblick hörte sie links neben sich eine volle Männerstimme in der süßen Sprache Toskana's mit weichen Kehllauten: „Du bist's, Marietta?" — Und eine Hand ergriff die Ihrige.

„Du bist nicht allein, Rico?" fragte sie plötzlich wieder gefaßt, scharf.

„Wer sollte mit mir sein?"

„Aber es rührte sich Jemand da ..."

„Eidechsen vielleicht. Du hast mich warten lassen. Hast du mir ein bischen Geld mitgebracht?" Der schöne, braune Bursche, der bei Tag in seinen Dalmatinerhosen, seiner rothen Mütze und seinen schwarzen Locken wie ein lebendiggewordenes Porträt von Rubens in der Parkthür gestanden, war jetzt in dieser finstern

Nacht nur eine wesenlose Stimme. „Hast Du mir ein bischen Geld mitgebracht?“

Sie hatte nicht gleich geantwortet. Jetzt sagt sie noch immer mit der harten, scharfen, bösen Stimme, die noch nie ein lebendes Wesen im Schlosse an der lieblichen, sanften Mary gehört hatte: „Und wenn ich keins hätte?“

„Ha, ha, Du hast aber welches! Sonst wärst Du gar nicht gekommen. Und dann bist Du eine große Dame geworden.“

„Und wenn ich Dir Geld gebe — ich habe selber nicht viel — ich bin keine große Dame geworden, ich bin eine Bedienstete in diesem Hause, — wirst Du dann fortziehen, daß ich Dein Gesicht nicht mehr sehe, welches mich verrathen kann mit dem dummen Lachen ..?“

„Oho! das Fräulein schämt sich wohl ihres leiblichen Vetters? Will wohl gar eine reiche Parthie machen, und die arme Verwandschaft könnte abschrecken?“ Die beiden Verwandten stehen dicht an einander und konnten sich doch nicht sehen in dieser lichtlosen Nacht; sie fühlte beinahe seinen Athem auf ihrem Nacken, und die Finger seiner verschlungenen Hände streiften hie und da die feinen Mousselin-Aermel ihres Sommerkleides.

„Mein Vetter?“ sagt sie leise, herb, zornig. „Was kann ich dafür, daß Du der liederliche Sohn meines betrunkenen Onkels bist, dessen Vater in Tobolsk den Hals brach? Hast Du leichtfertiger Springer urd Seiltänzer meiner Mutter nicht hundertmal

und hundertmal auf dem Halse gelegen, und hast bei den Vorstellungen, die wir in Polen gaben, immer jede Einnahme vertrunken und verspielt, bis wir Dir förmlich entfliehen mußten? Was habe ich jetzt noch gemein mit Dir? Ich bin in einem andern Leben. Was kommst Du, mich anzusehen mit Deinem Blicke und mich in Gefahr zu bringen Alles zu verlieren, was ich gewonnen habe? Was habe ich Dir gethan?" Ihre Stimme ist wild, leidenschaftlich geworden, sie hat ihre Hände wie jammernd ausgestreckt und seine Arme gefaßt.

Er lacht noch, aber sein Lachen bricht plötzlich ab, und er sagt mit seiner weichen, klingenden, toskanischen Stimme: „Du bist eine Närrin. Was scheere ich mich um Dich? Ich komme her, wie ich überall hinkomme — Und ich habe geglaubt, der Schlag müsse mich treffen, als ich meine kleine Cousine, die Sängerin und Tänzerin von unserem kleinen, wandernden Florentiner Tableau- Taschenspieler- und Operntheater, hier in so nobler Gesellschaft wiedersah, und sie mich mit einem fremden, hoffährtigen Blicke maß wie eine wirkliche, große Dame . . . Na, hochnasig warst Du von je, Maria — Du hast mir Geld gegeben, es ist gut, ich danke Dir und morgen trolle ich mich wieder weiter. Was kümmerst Du mich, und was redest Du so albernes Zeug von verderben und drohen?" Und er hält ihre armen, kleinen, zitternden Hände fest und freundlich in der seinigen.

Sie athmet tief auf. „Weil ich Dich kenne!" klagt sie

jetzt mit ihrer gewöhnlichen, kindischen Stimme „weil du ein schlechter Bursche bist, der übermorgen, in zwei Wochen, sobald Du wieder ohne Geld bist, wiederkommen wird, um mehr zu fordern, und wenn ich Nichts habe, mir drohen wird.“

„Ha, ha! hör einmal, Marietta — Du suchst mich gerade nicht zu gewinnen ... Aber sei nicht so dumm. Ich bin älter, ich bin vernünftiger geworden. Ich habe mir nie aus meiner geizigen, zankenden Tante was gemacht, und aus Dir auch nicht. Wir stritten und prügelten uns ja immer, weißt Du noch? Du warst zwölf Jahre alt, ich dreizehn, als wir auseinanderkamen. Ihr waret die einzigen Verwandten, die ich auf der Welt hatte, und die sich um mich kümmern mußten, als mein Vater starb und mich allein ließ. Seitdem bin ich immer allein in der Welt herumgezogen. Und da habe ich oft an Euch gedacht. An die böse, zornige Tante weniger ... und es hat mir oft leid gethan, daß ich immer mit dem Gelde davonlief, das ich an der Kasse erwischen konnte ... Und ich habe mir oft gedacht, ob Du wohl recht groß geworden seiest und hübsch, und vielleicht schon mit einem Stallmeister oder Menageriefühřer verheirathet ... Und heut, heut, als ich Dich wiedersah, bei meiner Seele, Marietta Mayro, da ist mir ganz heimathlich um's Herz geworden, obwohl ich nie eine Heimath gehabt habe. — Fürchte Dich nicht — ich werde morgen weitergehen. Ja, Marietta?“... Heimathlich! — Der Bursch da neben ihr war ihr wie eine Gefahr erschienen; wenn sie heute

Nachmittag, wo er sie verderben, wo er ihr ganzes, großes Gebäude von Lügen und Heuchelei und Komödien mit einem Worte wanken und fallen machen konnte, sein Haupt unter ihrem Fuße gehabt hätte, sie hätte ihn erbarmungslos zertreten wie einen Wurm, wie sie Alles zertreten hätte, was ihr in den Weg getreten wäre. Aber jetzt, wo er ihre Hand in der seinigen hielt, wie einst, als sie miteinander auf der Bühne grimassirten, da kam auch über ihr Herz, über das Herz der obdachlosen Abenteurerin, die auch nie eine Heimath gehabt hatte, Etwas wie ein Hauch von Heimgefühl, und sie lehnte in den Armen ihres Jugendgenossen, und ihre Stimme war sanft, leise wie noch nie. „Ja" sagte sie „ja, nicht wahr? wir armen Kinder von damals! Nicht wahr, es ist ein so großes, dumpfes Leid, immer wandern zu müssen ohne Ziel, ohne Hoffnung, immer das Morgen unbestimmt vor der schauernden Seele, wie das Heute in fremden, unfreundlichen Zimmern unter fremden Leuten, deren Liebe man gewinnen muß — immer darbend, immer etwas entbehrend, und selbst in der sonnigen Zeit des Glückes immer suchend, nie zufrieden, immer geschminkt, nie geschützt, nie daheim! — Ich hatte Furcht vor dem Alleinsein, vor dem Elende, dem eine Krankheit, ein Stimmverlust, ein Unfall mich preisgeben konnte, und ich bin so wehleidig, so erfroren! Und ich wollte eine Heimath haben, und ich habe sie gefunden."

Er streichelt ihr seidenes, blondes Haar mit sanfter Hand

glatt, wie ihr Köpfchen an seiner Brust ruht, und er ist gut und mild und brav in seinem Herzen in diesem Augenblick, der hübsche, braune, gewissenlose Vagabund, wie sie wahr und sanft ist. Sie sind ja Beide noch so jung. Achtzehn, neunzehn Jahre. Und doch schon so alt — sie im Lügen und in vertrockneter Selbstsucht, er in Gesetzlosigkeit und Willkür, die vielleicht schon das Gefängniß gesehen hatte.

„Eine Heimath gefunden, Marietta Mayro? Und bei wem?"

Sie sagt Etwas — aber so leise in seine Augen hinein, daß es kaum die säuselnden Blätter um sie hören mögen.

Er ruft auf „Ja!"

„Ja. Und er hat mich lieb, ohne mich zu kennen. Ich bin als Fremde da, aber ich strecke meine Hand langsam über Alles aus, was ihm gehört, was mir angehören soll. Sein Kind ist krank — unheilbar. Rede nichts mehr, sag' mir kein Wort, laß mich meine Bahn wandeln und tritt nicht mehr vor mich hin — Wenn ich jemals erreichen werde, was ich erreichen muß, will ich Dir zu finden sein und will Dir helfen wie ich kann. Aber bis dahin athme nicht dieselbe Luft mit mir, nicht einmal Dein Schatten darf auf meinen Weg fallen, er kann mich verderben. Du verstehst das?" . .

Es ist wieder die alte, schroffe Stimme, mit der sie diese Worte sagt, und sie hat sich von ihm losgemacht.

„Ja," — sagt er. „Fürchte Dich nicht, kleine Maria.

Und der liebe Gott sei mit Dir. Weißt Du, wir haben manchmal mit einander zu Abend gebetet, wie die noblen Kinder.“

Sie schweigen Beide einen Augenblick. Dann greift sie in die Tasche. — Sie hat noch Geld bei sich, sie hatte ihm noch nicht Alles gegeben, und drückt das ihm in die Hand und sagt: „lebwohl.“

Und er sagt: „lebwohl.“ Aber wie das hohe, feuchte Gras unter ihren Füßen rauscht, bleibt sie doch wieder stehn und streckt die Arme aus und faßt ihn und legt diese Arme um seinen Hals und stöhnt plötzlich in ihn hinein. „Ich will noch einen Augenblick bei Dir sein, Rico, ich möchte gern weinen, siehst Du. Immer lachen müssen, und immer lügen, und immer allen Theilnahme und Liebe zeigen, und nichts lieben, nie wahr sein dürfen, nie aufathmen können..! Es ist mir manchmal, als müßte ich ersticken; aber dann trete ich an's Fenster und schaue auf die öde Gegend hinaus, über die der Wind hinklagt, und da fürchte ich mich, und der Gedanke macht mich schauern, aus dem reichen, warmen, schönen Zimmer wieder hinaus zu müssen in die Fremde, unter die Fremden, in die Heimathlosigkeit, ohne Reichthum, ohne Schutz, ohne Namen, preisgegeben jedem Zufall und jedem Schimpf und jedem Wetter, und ich presse die Hände auf mein Herz, um mich nicht zu verrathen, und ich lächle wieder. Aber hier, hier kann ich wahr sein, Rico Mayro, an Deiner Brust, Du armer Bursche, nach so langer Zeit! nach so langen

Jahren wieder der erste Ton, der mir in die Seele dringen kann, der erste Augenblick, wo ich wahr sein darf! O ich möchte so gern weinen, und ich kann nicht, Rico, ich kann nicht ... Ich glaube manchmal, ich habe kein Herz ...“

* * *

Wie Fräulein Mary wieder in ihr Schlafzimmer tritt, athmet sie tief auf. Der Wind hat sie verfolgt, wimmernd, heulend, jagend, die Treppe hinauf, durch alle die finstern Korridors, als rufe er sie und treibe sie einem Ziele zu, und wie sie in das Zimmer tritt, hat er die Thür hinter ihr mit einem heisern Schrei in's Schloß geworfen, als wolle er sagen: „es ist die höchste Zeit! ..“

Die höchste Zeit! .. Alles im Zimmer ist ruhig und still, so wie Mary es verlassen hat. Die Lampe wirft ihr dunstiges trübes Licht auf den Wandschirm, auf welchem gepuderte Schäfer und Schäferinnen Liebeskränze winden. Und Loncza liegt in ihren Kissen. Die kleinen Arme auf der rothseidenen Decke ausgestreckt, die blassen Lippen geöffnet im schweren, röchelnden Athmen. — Ist das Schlaf?

Wie Mary an das Bett tritt, erfaßt sie wieder dasselbe namenlose, ungerechtfertigte, ahnungsvolle Etwas, das ihr schon unten das Herz stocken machte; alle ihre besseren Gefühle sind

heute wie im Sturmwind aufgewirbelt worden durch die Gefahr und durch die Erinnerung. Und es ist ein wirklicher Angstruf, mit dem sie das verkümmerte, röchelnde Kind aus seiner Betäubung weckt: „Loncza! Loncza! . .“

Loncza fährt auf, und sie öffnet die unheimlich großen blitzenden Augen weitauf, aber diese Augen haben keinen bekannten Blick — und ihre Lippen haben nur unverständliche Worte. — Sie hat nicht geschlafen. Und jetzt schließen sich ihre Augen wieder, und der Hals arbeitet luftsuchend und röchelnd fort . . .

„Loncza! Loncza!“ . . Sie ergreift des Kindes glühende Hände, sie fühlt ihm an die Stirn, an's Herz, und ihr eigenes Herz fängt an hochauf zu pochen in Angst und Entsetzen, und sie eilt nach dem Klingelzuge und hängt sich daran, und läuft dann wieder zu dem Bette, und faßt das Kind, und denkt zum erstenmale daran, daß das arme Geschöpf ihre Schwester ist, und ruft entsetzt: „Loncza! Loncza . . !“

---

7. Kapitel.

Trüber, grauer Himmel lag über einer trüben, grauen Erde. Die Dienerschaft des Schlosses lief hastig hin, her, aber stumm, oder leise flüsternd.

In der Küche brennt ein kleines Feuer. Eine Menge fremder Leute drängt sich in den Gängen, mit Abwasch-Schüsseln, Maßen, Deckelmodellen, Blumen, frischen und künstlichen. Nätherinnen zwickten weiße Spitzenhüllen aus, Madame Klepetoff hat alle Hände voll zu thun, Madame Schitieff noch mehr, die lief mit rothverweinten Angen hin und her; alle Augenblicke fuhr ein eleganter Wagen vor, und der ganze Adel der Umgegend rauschte in schwarzen Seidenkleidern und schwarzen Fracks und glänzenden Uniformen die Treppen hinauf, um irgend Etwas zu besuchen oder anzusehn; Monseigneur war in sein Studirzimmer eingeschlossen, und die Erbin so unermeßlicher Reichthümer (um welche sich so viele Gemüther quälten!) lag weiß, starr, todt, in einer Wolke von Blumen und Spitzen auf dem Paradebette ... ärmer inmitten ihrer Pracht, als das ärmste, weinende, lebendige Bettelkind der Landstraße.

Die schwarzgekleidete Madame Schitieff klopft an die Thür der Gouvernante einmal, zweimal. Fräulein Mary trat ihr blaß, ruhig entgegen; sie trug ein schwarzes Tuchkleid und schwarze Handschuhe — ganz wie es die Etikette erforderte. Und war ernst, schweigsam, verschlossen, traurig, ganz wie es die Etikette erforderte.

„Fräulein, Fräulein, versuchen Sie es!" — sagte die gute alte Dame und faßte die kleinen Hände ihres Lieblings — „Monseigneur muß aus seinem Zimmer geholt werden, und aus seinem Hinbrüten gerissen ... denn Nachmittag ist das Leichenbegängniß,

wissen Sie, und er will nicht öffnen. Versuchen Sie es; ja? Gleich? Und alle Herrschaften, die kommen, um ihr Beileid zu bezeugen, müssen unverrichteter Dinge wieder wegfahren, nachdem sie den armen, kleinen, todten Engel angesehen und ihr Gebet verrichtet haben."

Fräulein Mary drückt stumm die Hand der guten Alten und geht mit ihr die Treppe hinab, an die Thür des Studirzimmers von Monseigneur. Auf dem Wege begegnet sie allen Pimpikoff's und den Beamten des Städtchens, die zu dem armen, kleinen, todten Engel rauschen. Sie grüßt stumm und leicht, und erhält einen stummen und wo möglich noch leichteren Gegengruß. Endlich ist sie an der Thür des Studirzimmers angekommen, wo Loncza auf dem hohen Stuhle neben dem Schreibtische ihres Papa's ihre Aufgaben — nicht zu machen pflegte, und wo Monseigneur seit vorgestern eingeschlossen ist. Madame Schitieff steht mit gefalteten Händen hinter ihr, und sie klopft mit der feinen, zarten Hand an die große, eichene Thür und flüstert mit leiser und inniger Stimme: Monseigneur — ich bin's ... Wollen Sie nicht die Güte haben, die Thür zu öffnen? Ich möchte mit Ihnen gern von unserem kleinen Engel reden ... Monsieur le Comte ..." Sie trägt wie gesagt das schwarze Kleid de rigueur, die schwarzen Handschuhe de rigueur, sie ist blaß, ernst, traurig, wie es gebräuchlich ist, und schön — wunderbar schön mit den leichten, zitternden,

goldenen Locken über dem dunklen Gewande . . . Und so erscheint sie auf der Schwelle, wie Monseigneur die Thüre öffnet.

Madame Schitieff stößt einen Seufzer der Erleichterung aus, und — trippelt ihren zahlreichen, traurigen Geschäften nach.

* * *

Monsieur le Comte ist ein gebrochener Mann. Sein graues Haar konnte nicht grauer werden, und sein Antlitz nicht älter. Aber die stolze, hochmüthige Haltung ist gebeugt, schwach, schwankend, die noch immer blitzenden Augen sind erloschen und seine Stimme scheint kaum seine eigene zu sein.

Er hat stumm die Hand der kleinen, lieblichen Gouvernante gefaßt, hat sich abgewendet, und ist wieder an den Schreibtisch zurückgegangen, wo er in den Lehnsessel niedersinkt. Das Gesicht herabgeneigt, still, stolz selbst noch in seinem Schmerze. Fräulein Mary ist ihm leise, schweigend, gefolgt und steht jetzt neben ihm . . . die zarte, kleine Hand auf den Knauf des Lehnsessels gelegt. „Monseigneur!“ sagt sie leise, innig.

Die sanfte Mädchenstimme löst das grausame Band, das der Schmerz um seine Brust gelegt hat, und er spricht. In abgebrochenen Worten; — er sagt, wie er sein Kind geliebt habe, und sie muß die Rede fortsetzen, denn die Stimme versagt ihm. Der jähzornige, eigensinnige, hochmüthige Mann ist wie ein Kind.

Dann sagt er, wie gut, wie gescheidt sie gewesen sei — und sie muß die Rede wieder fortsetzen; dann sagt er, daß sie so viel gelitten habe, so jung noch — und sie setzt die Rede tröstend, sanft fort. Und endlich löst sich sein Schmerz in einen Strom von Thränen auf, und sein stolzes Haupt sinkt ihr in die Hände, und er kann weinen — zum erstenmal seit langer, langer Zeit. Und jetzt ist Etwas in dem Herzen der Gouvernante, daß sie ihre Hand auf das arme im Schluchzen zitternde Haupt ihres Vaters legen und es an ihre Brust ziehen möchte, und ihn küssen und ihm sagen, daß sie ihn lieb haben wolle und ihm Freude machen, und daß sie sein Kind sei ... Vielleicht wäre Alles gut, wenn sie es in diesem Augenblicke thäte, wo er sich so allein fühlt, so elend ... Das ist vielleicht der Augenblick, wo ihr langes, verächtliches, lügenhaftes, rastloses Ringen mit Erfolg gekrönt sein kann — Aller wirklicher Schmerz der Verstoßenen weicht vor diesem süßen Gedanken, der ihr die Brust schwellt ...

„Sie bleiben bei mir, nicht wahr? Wir werden von unserem kleinen Engel reden“ — sagt er, und erhebt sein ernstes, stolzes, entschlossenes Gesicht zum erstenmale menschlich wahr und gut zu ihr hinauf, und sie sinkt zu seinen Füßen und erhebt ihre Hände ...

„Denn ich bin nie so einsam gewesen“ — fährt er laut fort — „nicht, als meine geliebte Madelaine starb, denn da blieb mir ja noch mein Trost, mein Kind, meine Loncza ... Aber

jetzt bleibt mir Nichts — nichts als die Einsamkeit, die Oede, die Verzweiflung! Ich war nie so elend, so verlassen in meinem Innern seit jener schrecklichen Zeit, wo das verhaßte Weib, das meine erste Liebe genommen hatte, vor mir stand in all' ihrer Lüge und Falschheit, mit der sie mich an sich gefesselt hatte wie an einen Pranger — die Verfluchte, die mir mein ganzes Leben verdarb ..!"

Selbst in dieser Stunde des Schmerzes und der Wahrheit loderte ungeschwächt sein Haß auf gegen das Wesen, das ihm die erste Liebe, welche die heiligste und die beste ist, gestohlen hatte: die Mutter Mary's; und ihr Mund schloß sich wieder, und ihr Herz drängte das überströmende Geständniß zurück, und ihr erhobener Arm sank nieder — verzweifelnd, entmuthigt. Und im nächsten Augenblicke stand sie wieder hoch vor ihm — nicht bittend, sondern fordernd — nicht als Bettlerin, sondern als Gegnerin, die ihr ganzes Spiel auf eine Karte setzt. Wenn sie jemals gewinnen sollte, so mußte es jetzt sein, und sie sagt stark: „Hören Sie mich, Herr Graf ..!"

Er wachte gleichsam auf aus seinem Schmerze und wollte sie erstaunt ansehen, als die Aufmerksamkeit Beider auf die Thür gelenkt wurde, die offen geblieben war, und in deren braunem Rahmen jetzt eine seltsame, unerwartete Gestalt erschien: Mlle. Laura, die mit den Pimpikoff's gekommen war, in der schwarzen Trauerkleidung und mit einer sonderbaren Condolenz-Miene auf

ihrem scharfen, braunen, schönen Gesichte: „Pardon de vous déranger . .!“

Monsieur le Comte neigt leise das Haupt. Die Gesellschafterin kam wohl, um ihn zu fragen, ob er für die Pimpikoffs sichtbar sei, oder um ihm als „Freundin seiner verstorbenen Frau“ ihre persönlichen Condolenzen darzubringen. Sie plaudert auch rasch, hastig, schroff einige dergleichen Worte hervor, aber ihr Auge verließ dabei die Gouvernante nicht, die einen Schritt zurückgetreten war — gestört, ungeduldig.

„Monsieur le Comte wird mir glauben, was ich leide — den letzten Andenken an meiner lieben Madame zu sehen todt — Alles weg — nichts mehr!“ — Die Französin spricht diesmal einen herberen Dialekt als je zuvor — „O, meine arme Madame Madelaine, Monseigneur! . . .“ Sie fährt rasch mit dem feinen Spitzentuche über die trockenen Augen, immer mit dem boshaften Zuge um den Mund, und den Blick auf Fräulein Mary geheftet — Monseigneur hat sich erhoben und dankt ihr, indem er ihr höflich die Hand entgegenreicht. Aber Mademoiselle entfernt sich nicht mit einer Verbeugung der Höflichkeit — sie bleibt stehen und fährt fort, indem sie die Arme mit dem weichen schwarzen Shawl übereinanderkreuzt und ihren Kopf energisch aufwirft. „Und ich konnte nicht pflegen das arme, kleine Wesen — o nein! Ich war zu schlecht, natürlich. Aber Sie sollen heut wissen, Monsieur Graf, welchen Schatz Sie haben gewonnen statt mir . . .“

Der Graf wird wieder gleichsam aufgeweckt aus seinem Schmerze — kalt, erstaunt — es kann ihn jetzt weder eine Unziemlichkeit noch sonst Etwas Sonderbares tief berühren. Aber er sieht Mademoiselle wirklich groß an. Fräulein Mary hat erstaunt, empört einen Schritt gegen die Französin gethan. Sie kann sich nicht klar werden, aber sie wird angegriffen . . . und die beiden Frauen messen einander mit einem wilden, langen Blicke . . . Die schöne, braune, majestätische, elegante Französin und das liebliche, blondhaarige, schmächtige, elfengleiche Mädchen. Und Beide so stark in ihren Entschlüssen, in ihrer Rache, oder in ihrer Verzweiflung.

„Monseigneur wird mir verzeihen, wenn ich erzähle . . ?“

„Mademoiselle würde jede andere Stunde besser wählen — und zudem weiß ich nicht, was . . .“

„O! Monseigneur wird mich hören, wenn ich sage, daß ich gestern Abend mit meiner entsetzlichen Migräne am Rande von seinem Park gesucht habe Erholung, und gehört habe eine sehr pikante Unterhaltung von Mademoiselle Mary mit einem Komödianten, einem Adorateur oder Bruder, oder sonst, dem sie eine amüsante Historie erzählt, daß sie will reich, sehr reich sein, und daß Alles schon ist vernarrt in sie und daß sie noch will gewinnen Monseigneur, affublée comme elle est d'un faux nom, weil ihr Nam' ist vielleicht zu sehr berüchtigt . . . wie heißt sie? Ach! Marietta Mayro . . !“

Eine entsetzliche Veränderung geht mit Monseigneur vor. Sein Gesicht röthet sich erschreckend, und seine großen wässrigen Augen haften mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf der Erzieherin seines todten Kindes. So flammend, so zornsprühend und zermalmend die Veränderung in dem Gesichte und der Haltung des alten Grafen ist, so beruhigend und kräftig ist sie bei der kleinen, blonden, schmächtigen Erzieherin, die in dieser Anklage und in diesem Verrath ihre ganze Ruhe wiederfindet: jetzt muß es sich entscheiden. Und ihr Auge sieht groß und blau auf den Greis, und ihr Haupt senkt sich ihm entgegen, und ihre Hände kreuzen sich auf der plötzlich so ruhigen Brust.

„Marietta Mayro,“ wiederholt sie.

Mlle. Laura will triumphiren, fortfahren, erzählen, aber zu ihrem größten Erstaunen nimmt die Scene eine ganz unerwartete Wendung. So schnell die Veränderung bei den beiden Personen eingetreten war, so schnell verschwand sie wieder. Und in dem nächsten Augenblicke stand Monseigneur mit dem alten, stolzen, kalten Gesichte, vielleicht ein wenig fest auf den Schreibtisch gelehnt, vor ihr, und sagte mit dumpfer, Stimme: „Ich werde Mademoiselle zu jeder anderen Zeit für interessante Neuigkeiten dankbar sein — für jetzt bitte ich Sie mich zu verlassen . . . Gleich!“ setzt er mit einer Flamme im Blick hinzu.

Mlle. Laura hat manchmal etwas Tigerhaftes in ihren Bewegungen. Aber jetzt hat sie nur etwas Katzenartiges. Der Same

ist gelegt, und die Flamme im Blicke des Greises fegt sie gleichsam fort . . . sie versichert noch ihre gute Absicht, ihre Aufrichtigkeit, ihre Treue, ihre . . .

Jetzt ist sie verschwunden. Die hohen Thüren sind hinter ihr in's Schloß gefallen, und Fräulein Mary liegt auf den Knieen und schmachtet mit einem rührenden, wahren, flehenden Kindergesichte zu dem stolzen Manne hinauf: „Vater! . . Vater! . . “

Der Greis ist wieder ganz und gar der Graf Mourieff mit dem grauen Haar, dem weißen, stolzen Schnurrbart und der hohen Haltung. Wie der physische Schmerz vor dem Entsetzen einer schmerzhaften Operation zu verstummen vermag, so hatte sich der Schmerz des Vaters bis in den innersten Winkel seines Herzens zurückgezogen vor dem, wie durch einen Sturmwind aufgewühlten Hasse und der Abneigung vor den schmutzigen Intriguen einer Abenteurerfamilie, die ihn noch immer mit unsichtbaren Fäden an sich fesseln wollte wie an einen Pranger. Und er hat nur ein fremdes, strenges, kaltzorniges Gesicht für die kniende, arme, schöne, zarte Gestalt, die zu ihm aufseufzst: „Vater! Vater . . ! “

„So! Sie sind also mein Kind, dieses Kind, mit dessen Namen man schon vor Jahren meine Geldbörse angegriffen, dieser großgewordene Popanz, den Ihre Mutter mir schon vorhielt, um mir wenigstens Geld abzuzwingen, da es ihr unmöglich gemacht worden war, meinen Namen zu führen und das Heim zu beflecken, in welches

sie sich eingeschlichen hatte wie eine Diebin. Ich habe Ihrer leichtfertigen Mutter Geld gegeben, viel Geld, für sich und für Sie! Die Gnade des Zaar hat unsere Ehe gelöst für immer, vollständig, sie hat dieselbe ungeschehen gemacht. Denn wo käme der Adel eines Landes hin, wo jede Komödiantin, die falsch und gewissenlos den Leichtsinn und die Unerfahrenheit eines Knaben benützt, Recht behielte? Und Sie sind eine würdige Tochter Ihrer Mutter, mein Fräulein Marietta Mayro — Sie schlichen sich ein in dieses Haus, um mir meine väterliche Liebe zu stehlen, ganz in der Weise Ihrer Mutter; durch Lügen, Grimassen und Heuchelei — Sie drängten sich an das Lager meines Herzenskindes . . . o! jetzt wird mir Alles klar! Sie belauschten jeden seiner Athemzüge, und wie die erbarmungslose Krankheit unerbittlich weiter an ihr Herz hinaufkroch, Sie verfolgten Das voller Interesse, voll Hoffnung, wartend auf den letzten Seufzer des legitimen, geliebten Kindes meines Hauses, um den großen Schlag zu führen, und . . . O vielleicht hätte Ihre Hand sogar den Lebensfaden zerrissen, wenn er zu lange gedauert hätte . . . Mein Gott, mein Gott, das ist ja entsetzlich! . . Gekommen, wie die Mutter! Eingeschlichen, mit einer Lüge — Mein armes Kind! So oft Sie es küßten, haben Sie gedacht und gebetet, wäre es todt! . . O, gehen Sie mir aus den Augen, es — es schaudert mich vor Ihnen — ich verabscheue Sie . . !“

Mary weint nicht. Aber die Verzweiflung, in der Kraftanstrengung, mit der sie sich in diesem entscheidenden Augenblicke an die letzte Hoffnung klammerte, beinahe sinnlos, war ärger anzusehen als Thränen.

„Meine Mutter ist todt!“ — jammert sie — „Ich bin allein auf der Welt! Was habe ich Ihnen gethan, Herr Graf, daß Sie mich so von sich stoßen und verläugnen? Ich habe Sie ja nie gesehen. Ich würde Sie geliebt haben, ich . . . O Herr Graf, ich — ich weiß nicht was ich sagen soll, ich habe Ihnen ja nie etwas zu Leid gethan, und ich — ich bin ja doch Ihr Kind! . .“

Mit einem leisen Wehruf verstummt sie, als sie in dieses Gesicht aufsah. Ein entsetzliches Etwas ohne Namen — Verachtung, Abscheu, unbesieglicher Haß sprach aus den Zügen dieses Mannes, der gemeint hätte, das Andenken an seine Gattin und an sein Kind zu beflecken, wenn er ihre Stelle diesem Wesen eingeräumt hätte. Verachtung, Abscheu, sonst nichts, nichts. Was mußte dieses Herz einst gelitten haben, als es aus dem süßen Traume der ersten Liebe gerissen wurde — wie mußte Er geliebt haben, und wie schändlich mußte er belogen worden sein!

Sie wußte, daß sie nichts mehr zu hoffen hatte; sie sah es in diesem Blicke, in der gebietenden, grausamen Geberde seiner Hand, und sie wankt auf und weicht vor dem harten Manne zurück. Vielleicht war das Herz der Heimathlosen voll Liebe, De=

muth und Selbstlosigkeit gewesen in dem Augenblicke, wo sie ihren Arm nach dem einsam gewordenen, alten Manne ausgestreckt hatte, aber dieser Blick strich über die Blüthen wie ein sengender Gifthauch, und ließ es wieder in Trotz, Selbstsucht und ohnmächtiger Verzweiflung erstarren. Noch einmal blieb sie stehen auf der Schwelle und blickte zurück — nicht mehr flehend, sondern wie aufstöhnend unter den Trümmern des mühsam aufgeführten Gebäudes, das über ihrem Haupte zusammenbrach — dann war ihre Gestalt verschwunden, und seine Arme sanken mit einem leichten Zittern herab.

* * *

Monsieur le Comte ist eine Stunde nach dem Begräbniß schon abgereist — nach Petersburg hinauf, obwohl die Saison noch nicht begonnen hat. Er mag keine Stunde mehr in den Gemächern bleiben, die das Gelächter seines Kindes gehört haben, und wo er jede Minute ihr flatterndes Kleid hinter einer Korridorecke verschwinden zu sehen meinen könnte. In dem einsam gewordenen Hause, aus welchem man die Leiche seiner geliebten Gattin und jetzt auch die seiner letzten Lebenshoffnung getragen hat. — Er nahm die Mehrzahl seiner Bedienten mit, wie er es sonst nur im Winter zu thun gewohnt war, Fräulein Mary bekam nach der Abreise Monseigneurs ihren vollen Gehalt

ausbezahlt, und die arme, gute, alte Madame Schitieff mußte sich seufzend mitten im Sommer schon in dem stillgewordenen Schlosse einwintern. —

Fräulein Mary fährt vom Schlosse aus nicht direkt nach der nächsten Eisenbahnstation, sondern nach Jelisawetgrad hinein, wo sie im Gasthofe zur Sonne absteigt. Was sie da zu thun hat? Vielleicht will sie von hier aus durch den ihr bekannten Adel der Umgegend eine neue Stellung suchen? Kaum. Denn sie besucht Niemanden. Sie ist nun schon zwei Tage dort in einem schönen, kleinen Zimmer des zweiten Stockwerkes, und macht nur den ganzen Tag hindurch Ausflüge in die umliegenden Dörfer. „Vielleicht um sich zu zerstreuen!“ sagte der Wirth zu den Offizieren, die an der table d'hôte des Erdgeschosses speisen. „Wenn der Lieutenant Praschkin noch da wäre!“ — meint der Lieutenant Pultikoff.

Wer die Gänge des Fräuleins beobachtet hätte, müßte gemerkt haben, daß sie gleichsam eine Spur verfolge; daß sie an vielen Hütten und Kartschmen und Mauthschranken nach Etwas frage, daß diese Frage lange ohne Resultat blieb, bis sie endlich diese gesuchte Spur gegen Soltikow hin gefunden zu haben schien. Als sie sie fest zu halten glaubte, miethete sie einen kleinen Gig und fuhr in der Richtung nach Soltikow hinaus. Der Gig hielt in zwei, drei Dörfern, und in zwei, drei Dörfern stellte sie eine seltsame Frage; seltsam, denn die Dorfjuden schauten ihr

groß nach, als ob sie spekulirten: „Da wäre was zu verdienen? ..“

Und in Mock, einem kleinen Dorfe, dreiviertel Stunden von Jelisawetgrad entfernt, hielt ihr Gig mit der widerspänstigen braunen Stute still und suchte Schutz im Schatten der Einfahrt einer Kneipe. Fräulein Mary hatte sich in das Zimmer der dicken Wirthin führen lassen, die voller Knixe, Bücklinge und unverschämter Fragen war in ihrem taillenlosen, fettfleckigen, uralten Schlafrocke und der Wirth führte den einzigen Gast in's Zimmer, der zugleich mit dem Fräulein für den Augenblick die Kneipe bewohnte: einen jungen, braunen Dalmatiner mit türkischen Hosen, rother Mütze und weißen Zähnen. Und die beiden so wenig zusammenpassenden „Herrschaften“ blieben allein. In der Stube stand eine Wiege mit schmutziger Wäsche, ein Bett, welches als Kleiderspinde diente, ein schmutziges Bild und eine Kiste. Die elegante, schöne, schmächtige Dame mit den seidenen, goldblonden Locken, im schwarzen Seidenkleide, mit dem feinen Shawl, den eine kleine goldene Nadel eng um ihre Schultern hielt, saß in dem zerrissenen, schmutzigen Ledersessel, in welchem der Wirth an Feiertagen zu sitzen pflegte, und der schwarzgelbe Bursch mit den Türkenhosen und der rothen Mütze saß vor ihr mit einem Beine auf dem Tisch, während das andere nachlässig in der Luft balancirte. Und sie erzählte ihm eine Geschichte. Ihre Geschichte.

„Und was verschafft mir die Ehre, daß Du mich jetzt aufsuchst, Base?“ fragt er sie in einem Kauderwelsch von drei Sprachen lustig.

„Ich habe Dich aufgesucht, um mit Dir einen Pakt zu schließen — Willst Du mein Bedienter werden?“

„Ah!“ macht er mit offnem Munde und einem Anlauf zum Lachen.

„Ja!“ sagt sie hochmüthig, ernst, ungeduldig. „Willst Du? Ich habe so viel Geld beisammen, daß Dir die Gage für ein halbes Jahr sicher ist, Vetter!“ fügt sie verächtlich hinzu.

„Meiner Seele, mein Bär fängt an mich zu langweilen. Ich möchte wohl, aber ...“

„Aber? ...“

„Ich müßte Deine Pläne wissen, gnädiges Fräulein. Denn aufrichtig ... Ich bin ein recht gewissenloser Bursche, aber Ihr Weiber habt oft Sachen, die ...“ Sie erröthet und erhebt sich halb. „Ich verwende Dich“ — sagte sie — „Ich miethe Dich, das muß Dir genügen. Willst Du mit mir gehen? Willst Du mir mit all Deinen Kräften dienen und helfen das Ziel zu erreichen, das ich anstrebe?“

„Wenn Du mir dieses Ziel zeigst.“ Es muß Etwas in ihrem Blicke oder in ihren zusammengepreßten Lippen sein, was selbst ihn frösteln macht. „Vor Allem, wohin gehst Du jetzt?“

Die elegante Dame besieht eine Minute lang die Finger-

spitzen ihrer feinen, schönen Handschuhe — Dann schaut sie ihn mit ihren hellen Augen an. „Nach Tompolsk," sagt sie.

„Ah!" macht er wieder erstaunt. „In dieses Nest?"

„Ja."

„Und was dort?"

Sie kreuzt die Arme, und sieht den Burschen mit leicht zusammengezogenen Brauen an — und sie ist schön, wie er sie noch nie gesehen. Und sie erzählt ihm lange, lange.

Und er hat das Bein langsam vom Tische auf den Boden gleiten lassen und steht mit dunklen aufmerksamen Augen vor ihr und denkt sich: „Was für eine Willenskraft und was für einen Trotz und was für eine Habsucht hat dieses Weib ... Sie hat Alles, nur kein Herz."

Endlich hat sie geendet und wirft jetzt eine Börse auf den Tisch. „Und morgen reise ich. Willst Du Dich mit mir verbinden und mir helfen?"

Und der Vagabund sagt mit einer seltsamen, leichten Miene, und indem er die Hand auf den Beutel legt: „Ja, gnädiges Fräulein."

Das kleine Fenster hinter ihnen ist offen und draußen dehnt sich die weite einsame Ebene mit den spärlichen Bäumen. „Ich stehe wieder allein. Auf der Landstraße, verstoßen, heimathlos, preisgegeben jedem Elende und jeder Selbstsucht. — Aber ich habe da drüben Alles verloren, was mich noch kindisch und mild machte.

Ich bin stark geworden an der Herzlosigkeit und Grausamkeit der Menschen zu allem Herzlosen und Grausamen, meine ich; ich bin verändert in meinem Innern, und ich sehe jetzt meine Bahn vor mir: Eine Heimath, Reichthum, Ruhe! Und ich meine, jedes Mittel ist mir recht.“ Sie hat ihre Hand kalt, müde auf die Tischkante gestützt, ein schwaches, schmächtiges, ohnmächtiges Wesen.

---

8. Kapitel.

Die Gräfin Alexandra Praschkin ist noch immer eine schöne — viele zahnlose Cavaliere nennen sie sogar noch eine blendend schöne Frau, trotz ihrer 45 Jahre. Sie hat eine majestätische Gestalt, herrliche, schwarze Augen, üppige Locken, einen blendend weißen Nacken und volle, schöne, stets und in jeder Tracht entblößte Grübchenarme.

Zu Lebzeiten ihres Gatten waren in dem alten baufälligen Palais der Posertie-Straße in Moskau oft Scenen sehr legitimer und gerechtfertigter Eifersucht vorgefallen. Auch manchmal Scenen, die von der question d'argent handelten. Denn die Appartements des Hauses sahen täglich Soiréen, Spielquarrés, die

glänzendsten Uniformen und die dekolletirtesten Roben und die feinsten Soupers von der Welt. Eines schönen Tages hatte sich dann der arme, alte Graf Iwan Iwanowitsch Praschkin bis in's Grab hineingekränkt über die Koketterie seiner um Vieles jüngeren Gattin und über den Ruin seines ansehnlichen Vermögens. Sein Tod änderte wenig in der Führung des Hauses, und Jahr auf Jahr verging, ohne daß die Lüstres in den Spielzimmern verlöscht oder das Decolletement der nach und nach zu einer ältlichen Dame aufgeblähten Comtesse bescheidener geworden wäre. Aber das Vermögen war eines schönen Tages fast ganz fort. — Dank dem lustigen Sinn von Madame und dem noch lustigeren Sinn ihres jungen, garstigen, sommersprossigen und rothhaarigen Sohnes, der als Lieutenant im Suwarow-Regiment doch wahrhaftig nicht hinter seinen Kameraden zurückbleiben konnte. Dreimal schon hatte die Gräfin auf ihr letztes kleines liegendes Kapital Geld aufnehmen müssen, „denn sonst muß ich mir eine Kugel durch den Kopf schießen, und das wäre doch Schade, denn da könnte ich Tante Pancrazia nicht beerben!“ hatte George Praschkin geschrieben.

Und Tante Pancrazia Paulowna Praschkin wollte noch immer nicht sterben. Sie begnügt sich damit, ihrem ehemaligen Liebling (er hat ihr immer Fabeln erzählen und zu ihren Füßen spielen müssen, wie er noch klein war) monatlich eine bald verbrauchte Zulage zu geben, und dann und wann seine Schulden zu bezahlen — wenn sie nicht zu oft kamen. Tante Pancrazia

war eine uralte, aber noch immer sehr geistesfrische Dame, die ihr Zelt in Petersburg aufgeschlagen hatte. Sie war stets häßlich gewesen, selbst in ihrer Jugend — bucklig, verwachsen, dünnstimmig, boshaft. Deßhalb eben hatte sie das immense Vermögen einer entfernten buckligen, verwachsenen, boshaften Cousine geerbt. So war sie langsam in einem unfreundlichen, einsamen Hause zu einem uralten Fräulein zusammengeschrumpft, das sehr fromm geworden war und nicht einmal ihren kleinen Mops liebte, an dem sie oft ihre Wuth ausließ, wenn ihr das Wetter nicht erlaubte, im Rollstuhl auf die Promenade zu fahren, um dort im Verein mit ihrer ebenfalls alten, aber rüstigen Kammerfrau an keinem lustwandelnden Menschen ein gutes Haar zu lassen. Den Sommer brachte sie in einem Bade zu, und zu Neujahr empfing sie regelmäßig den Besuch ihrer Schwester, die sie haßte, weil dieselbe stets schön und angebetet gewesen war, und ihres Neffen, des einzigen Verwandten, für den sie jemals eine kleine Vorliebe gezeigt hatte, so lange er noch klein gewesen, weil er ein aufrichtiger, offenherziger, manchmal ziemlich ungalanter, häßlicher Bube gewesen war. In der letzten Zeit freilich hatte sie ihn nie mehr als ihren Liebling, sondern stets als ihren Erben behandelt, und ihre ganze Neigung auf den elfenbeinernen Christus über ihrem Betschemel concentrirt, der ihr seine Orakel durch seinen würdigen Vertreter, den Priester Plustoff zu verkünden pflegte.

Und heute soll Tante Pancrazia wieder durch Moskau reisen,

aus dem Bade, in ihre Winterstation zurück. Und die Plümeaux sind gelüftet, und Madame Alexandra Praschkin hat ein beinahe decentes schwarzes Fichu umgeworfen, und Lieutenant Graf George Praschkin von den Suwarow-Dragonern ist auf dreitägigen Urlaub gekommen, dessen zwei erste Tage er in vehementem und weinerlichem Streiten mit seiner Mama zugebracht hat. Und der dritte Tag hat ebenso begonnen.

„Denn ich möchte wissen, warum ich mich einschränken sollte, Mama, da ich doch so unmenschlich reich werde, und die Juden können ja warten. Soll ich jetzt wie ein Pope leben und mich von meinen Kameraden verspotten lassen? Die Tante lebt vielleicht noch hundert Jahre, und ich kriege das Geld erst, wenn ich grau zu werden anfange und nichts mehr mitmachen kann. Ist es nicht besser, wenn ich jetzt mein Leben genieße und dann meine Schulden zahle?“

Der junge, sommersprossige Offizier sitzt auf der Armlehne des Divans, auf welchem seine Mutter thront. Seine Sporen sind blankgeputzt, seine Beinkleider sind tadellos neu, seine Taille ist geschnürt, und seine rothen Haare duften von der besten Pommade. Die Gräfin ist sehr schwarz in ihrem Costüm und sehr weiß im Gesichte, und das ausnahmsweise Fichu der verwandtschaftlichen Nachgiebigkeit macht sie beinahe imposant. Sie hat ihre vollen Arme graziös in die dunklen Spitzen und Seidenwellen gelegt. „Und Du bedenkst nicht, daß Du mich in's Grab

bringst mit Deinem Leichtsinn?" zankt sie mit einer melodiösen, aber eifrigen Stimme: „Dieses Haus ist schon verschuldet bis zum Dachgiebel — unsere Rente ist angegriffen — und die Scenen mit den gemeinen Leuten, den Gläubigern, habe alle ich durchzumachen, während Du ruhig in deinem Garnisonsneste sitzest."

„O Mama, glauben Sie denn, daß ich nicht auch Scenen habe mit gemeinen Leuten? — Ich bin manchmal schon ganz verzagt, und Tante Pancrazia muß mir heute nothwendig 500 Rubel geben, sonst kann ich nicht länger auf ihre Erbschaft warten! Es ist unverzeihlich von ihr, so lange zu..."

„A qui le dis-tu?" sagt die dickgewordene und weißgebliebene, ehemalige Kokette vom Hofe des Kaisers Nikolaus, die sich allein weiß mit ihrem geliebten Sohne...

Und die Tante kommt an in ihrer alljährlichen, schwarzen Kutsche mit den weißen Schnüren und Troddeln hintenauf wie an einem Todtenwagen, mit dem alten Petroff vorn auf dem Kutschbock, der schon so schwer herabsteigt, und mit der dicken Zofe Marina neben sich. Tante Pancrazia schreit hinter unzähligen Hutschachteln, Bündeln und Kästchen, der Mops bellt auf dem Arme der Marina, und Tante Pancrazia wird sammt ihrem Buckel die Treppe hinaufgetragen von ihrem großen „durch die Nase" entzückten Neffen wie von einer militairischen Wolke. Und oben auf der Treppe wird die ganze Gruppe von Madame Alexan-

dra Praschkin mit ausgebreiteten Armen und großem französischen Geschrei in Empfang genommen.

Tante Pancrazia saß binnen einer Viertelstunde in frischer weißer Haube in dem weichsten Sopha des Prunkzimmers und hat ihrer Schwägerin in einem Athem sechs Grobheiten gesagt. Ueber ihr ältergewordenes Gesicht, über ihre Augen, die zu triefen anfangen, und über ihre Frisur, die viel zu jugendlich sei und sie lächerlich mache, — auf welche Ausfälle die Gräfin Alexandra nur mit einem blausauren Lächeln antwortet, welches trotz dieser mineralischen Eigenschaft leider nicht die Macht hat, die kontrakte Dame zu Boden zu strecken. George Praschkin ist die Liebenswürdigkeit selbst, er wird wieder ganz zum Kind in Gegenwart seiner geliebten Tante; er sitzt zu ihren Füßen auf einem Tabouret und erzählt ihr kindlich und herzlich von seinen Schulden, und wie garstig und gemein und abscheulich die Juden seien; und als sie seine Sommersprossen häßlich findet, lacht er darüber wie über den besten Witz. Dann schlägt sie ihm vor, sie habe eine prächtige reiche Parthie für ihn in petto, die kleine Fürstin Clarissa Skaredorff, worüber George entsetzt in die Höhe fährt und seine Tante sprachlos anstarrt — denn Clarisse Skaredoff hat Haare wie Rattenschwänzchen, eine Nase wie eine Gurke nnd nur drei schwarze Zähne wie die böse Fee Fauferlüsch. Aber Madame Alexandra wirft ihm einen wüthenden Blick zu, und sagt herzlich: „Gewiß, Pancrazia, wenn Du die Heirath für gut fin-

dest, wird George sich ein Vergnügen daraus machen, sich mit der lieben kleiner Carisse Skaredoff zu vermählen — nicht wahr, George . .?"

„Wie, George?" fragt Tante Pancrazia wie gerührt.

George schaut seine Mama an, dann die Tante, und läßt mit einem Seufzer den Kopf sinken — „Ja — ja."

Die Tante lacht laut auf und sagt, sie wolle die Sache schon in Ordnung bringen, und er solle ihr nur sein Leben weiter erzählen. Und er erzählt ihr weiter, wie gemein und wie häßlich die . . .

„Und Du trinkst und spielst nicht?" fragt Tante Pancrazia, ihm den spitzigen rothen Kopf streichelnd — „Ah!"

„Nein," sagt er treuherzig.

„Gewiß nicht!" sagt seine Mutter.

„Das ist auch eine Sünde, wenn man kein Geld und keinen Durst hat," sagt Tante Pancrazia, und er brüllt laut auf und nennt seine liebe Tante den geistreichsten Kerl von der Welt. Und der geistreichste Kerl von der Welt schreibt im Laufe des Abends wirklich noch eine Anweisung auf seinen Banquier, und Madame la Comtesse sucht den geistreichsten Kerl von der Welt zu bereden, daß er zu ihr ziehen solle, und erinnert an die schönen Jugendjahre, wo sie . . . alle Jahr einmal zusammengekommen sind, um sich zu streiten.

Und nachdem der Thee mit einer wirklich krampfhaften Lustig-

keit und Liebenswürdigkeit eingenommen worden ist, indem man Tante Pancrazia mit Biskuits beinahe todtfütterte und mit Küssen beinahe erstickte, entläßt man sie endlich zu Bett.

Sie sitzt in ihrem weißen Negligémantel über der buckligen Greisengestalt auf ihrem Bette, ihre Kammerfrau nimmt ihr die falschen Locken ab, und die falschen Zähne und das altmodische Stirnband.

„Hast Du gehört, Marina?“ fragt Pancrazia, „Ich habe ihnen Grobheiten gesagt wie ein Lastträger, und sie haben mir beinahe die Nasenspitze abgebissen vor Liebe — ich habe dem eitlen Affen seine Häßlichkeit vorgeworfen, und er hat das als Witz belacht, ich habe ihm ein Monstrum zur Braut vorgeschlagen, und er hat mit Entzücken eingewilligt, sie zu heirathen — ich habe Albernheiten vorgebracht, und er hat mir Geist zugejubelt. — Aus dem wilden, garstigen, ehrlichen Burschen hat sie eine Karrikatur gemacht wie sie selber ist, der nur an das Geld denkt, das ich ihm hinterlassen will. Gerade so hab' ich's meiner seligen buckligen Tante gemacht. Gott gesegne ihnen das Geld, wie er mir's gesegnet hat. Ich kann ihnen nichts schlimmeres anthun, als sie zu Erben einzusetzen. Der Reichthum macht elend, denn er nimmt die Sorgen . . .“

Die dicke Marina schlägt die Augen fett gen Himmel und faltet die Hände sammt den falschen Locken, die sie eben hält, und sagt: „O! Und haben meine gnädige Gräfin nicht den Him-

mel?“ Die gnädige Gräfin schneidet ein garstiges Gesicht, als ob sie sich aus dem Himmel wenig mache, und legt sich schlafen.

Die Nacht vergeht wie jede andere Nacht. Mutter und Sohn haben noch eine Stunde gekeift und gezankt und sind auch zur Ruhe gegangen. In dem alten, zerbröckelten, grasbewachsenen Palais der Praschkin's in der Posertie-Straße ist nichts mehr munter und wach um die stille Mitternachtsstunde.

Die Statuetten aus grauem Sandstein mit den unmöglichen Götterstellungen schauen blind in die finstere Straße hinab, und die verschossenen, hie und da zerissenen Damast-Möbel in den Prunkzimmern brauchen sich vor keinem kritisirenden und höhnenden Sonnenstrahle zu schämen. Das alte, zerbröckelte, grasbewachsene Haus der Praschkins in der Posertie-Straße ist ein nobles, ein altadeliges Haus, und erwacht spät aus seinem Schlummer. Der Kutscher läßt seine Pferde lange wiehern, der Bediente schläft auch lange, weil es doch immer Zeit hat, sich mit Gläubigern herumzubalgen, Madame la Comtesse will durch langes Liegen ihren Teint frisch erhalten, George Praschkin hat lange in Finetten's Memoiren gelesen, und Tante Pancrazia hat ihre dicke alte Kammerzofe nach wie vor . . .

Aber merkwürdiger Weise geht an diesem Morgen der erste Lärm mit der ersten Morgendämmerung von d i e s e m Zimmer aus — und da ist ein häßlicher, sonderbarer, kreischender Lärm. Marina ist durch ein dumpfes Stöhnen geweckt worden, ist auf-

gestanden, wollte ihre Herrin aus einem bösen Traum wecken, und hat gefunden, daß Tante Pancrazia zwar munter sei, und sie mit großen, verstörten Augen anschaue, nur rühren konnte sich Tante Pancrazia gar nicht — ein sanfter Schlagfluß hat in der Nacht ihre Gliedmaaßen in's Himmelreich vorausgenommen.

Doktoren fahren vor, die zwei Bedienten laufen auf und ab, Madame la Comtesse ist in niegesehener Aufregung, George Praschkin ist ganz dumm, die Marina telegraphirt auf eigene Faust dem Beichtvater Plustoff. Die Doktoren sagen, Tante Pancrazia Paulowna Praschkin könne noch ein, zwei Wochen leben — aber gerettet werden könne sie nicht. Madame la Comtesse ist untröstlich, ebenso George Praschkin, der wirklich ein wenig Herz für seine Tante hat — aber er muß in die Garnison einrücken; wenn's 14 Tage dauert, kann er unmöglich „darauf" warten. Pater Plustoff kommt an, und wird auf Wunsch der Kranken in ein Nebenzimmer einquartiert und betet die halben Nächte mit dem ehemals so freigeistischen Fräulein, welches jetzt plötzlich schreckliche Angst vor dem Sterben hat — und Marina betet fette Gebete mit.

Juden sind auch jetzt oftgesehene Gäste in dem Praschkinhause, aber nicht als grobe Gläubiger, mit denen sich der Bediente herumzanken muß, und die sich keck auf die Damastmöbel setzen, sondern als lächelnde Engel, und auf den Fußspitzen schwebend, und Madame la Comtesse Geld anbietend und Geld bringend,

und Gelder anpreisend ... ohne Zinsen! Madame la Comtesse ist ja so sicher ..! Und sie machen sich ein Vergnügen draus, der Madame la Comtesse einen Dienst leisten zu können in ihrer Betrübniß ... da doch die hochgräfliche Frau Schwester nicht zu retten ist ... Und der Herr Graf George braucht gewiß auch Geld — und ob sie ihm welches nachschicken dürfen?

Und der Todesengel sitzt ernst in den stillen Nächten auf dem Simse des alten, grasbewachsenen Hauses und wendet langsam die Sanduhr in der unerbittlichen Hand und wartet still auf die Stunde, die so vielen Gemüthern die Ruhe bringen soll.

---

9. Kapitel.

Zablotow ist ein entsetzliches Gränznest Rußlands gegen die Moldau hinab. Es hat kleine, schmutzige Häuser, einen kleinen, schmutzigen Ringplatz und kleine, schmutzige Gassen. Aber in diesem kleinen schmutzigen Steinhaufen haben die Juden allen Luxus der Moldau aufgehäuft. In den kleinen, schmutzigen Läden bekommt man Perlen, Diamanten, Korallen, die prachtvollsten smyrnaer Teppiche und in den kleinen, schmutzigen Zukiernien den feinsten Sorbet. Ueberall tönt Musik — die Regimentsmusik, die Zigeu-

nermusik, Tartarenmusik — denn überall blinkt Gold. Das Gold der reichen, jungen Offiziere, das Gold der reichen Cavaliere, das Gold der reichen Viehhändler und das Gold der Regierung. Vier, fünf Regierungsämter sitzen da auf einem Haufen beisammen. Und sogar ein Operndirektor findet hier mit ausgesungenen Größen seine Rechnung. Und Conzerte sind da immer. Bald reist ein unbekanntes Fräulein Bogdanowicz aus Petersburg nach Paris hierdurch (wobei sie einen Umweg von fünfzig Meilen machen muß, um Zablotow zu berühren!), bald veranstaltet ein verunglückter Violinist im Gasthofe zur goldenen Krone eine Soirée, um weiter zu können. Seit acht Tagen ist indessen eine wirklich bedeutende Erscheinung da, die schon zwei Conzerte gegeben hat — mit einer frischen, hellen Stimme, lächelndem Vortrag und unbezahlbarem Goldhaar, das wie ein Heiligenschein ihr unschuldiges Mädchengesicht umzittert. Wenigstens drei Offiziere und ein Ochsenhändler und ein dicker Edelmann aus der Umgebung sind schon sterblich in sie verliebt. Aber sie ist eine seltsame Künstlerin — sie empfängt Niemanden — sie lebt in zwei Zimmern des Gasthofes wie eine Taube in ihrem Taubenschlage, sie erscheint nicht einmal an der table d'hôte, sie speist auf ihrem Zimmer. Und nur ihr Kornack, ihr „Ullmann," Signor Mayro ist der gute gehätschelte Freund von allen Offizieren, von drei Ochsenhändlern und einem Edelmann aus der Umgegend; aber er kann für seine Freunde nichts thun, als ihnen eine authentisch-

pittoreske Lebensgeschichte der Sängerin zu geben, für welche er Zettel drucken läßt, Conzerte arrangirt und Geld einnimmt. Denn empfangen, empfangen will sie Niemanden. Ein wirklich geheimnißvoller Nimbus umgiebt sie — man munkelt sogar davon, daß sie eine entlaufene Fürstin sei. —

„Wartet nur, bis George Praschkin kommt! das ist Etwas für ihn! Der dringt gewiß in ihren Empfangsaal ein.“

Und George Praschkin kommt wirklich an. „Er bringt Geld mit wie dürres Laub,“ denn seine Tante liegt im Sterben. Er giebt gleich am ersten Tage ein splendides Diner, wo der Wein in Strömen fließt, denn er muß auf die Gesundheit seiner armen Tante trinken. „Und was haben wir hier? Eine Menagerie, und“ — ? Der rothe Anschlagezettel an der Wand fesselt seine Augen .. „Ein Conzert? Ist sie hübsch?“ ..

Und Alle schreien durcheinander, und wetten mit ihm, daß auch sein Besuch nicht angenommen wird — „Halt, halt, zuvor muß ich sie doch sehen ... heut Abend!“ — schreit George Praschkin durch die Nase, ein Monocle im wassergrauen Auge, und rothnasig und fanfaronnirender und arroganter als je.

Der Abend kommt und das Conzert kommt, und Signora Maria singt die Arie aus der Norma.

„Nun, George .. ?“

Aber George applaudirt nicht einmal. Er sitzt in seinem Sperrsitz, die ungeheuer großen, rehlederbehandschuhten Hände schlaff

an der Seite niederhängend, den Mund offen, den Monocle auf seiner Nasenspitze balancirend, und sprachlos ... ganz sprachlos ...

* * *

Signora Maria sitzt auf der Fensterstufe ihres Zimmers. Es ist ein kaltwehender Herbstnachmittag draußen. Die Dächer der Häuser sind alle in nasse, ziehende Nebel gehüllt, im weinsauren Gastzimmer unten gähnen ein oder zwei Offiziere bei einer Piquetparthie, in der Zukiernia drüben schläft Einer oder der Andere mit dem Kopf auf dem Marmortischchen, ein Kosak taumelt betrunken aus der Propinazion an der Ecke, die Jüdin im Materialladen hat heut zum erstenmal eine zweite Jacke über die erste und kurz gestrickte Halbhandschuhe angezogen.

Die Wohnung im Hôtel, welche die Signora bewohnt, ist ungemüthlich eingerichtet; schwarze Ledermöbel, künstliche Blumen unter einer Glasglocke, ein klimpriger Flügel, ein grellgemalter, fliegenbesudelter Murawieff unzufrieden von der Wand herabschauend.

„Und er ist also gestern gekommen, sagst Du?"

La Signora Maria im grauseidenen Kleide sitzt auf der Fensterstufe, die Hände in einander gefaltet, die Ellbogen auf den Knieen aufliegend, ganz wie ein kleines Mädchen; sie ist blässer

als früher, aber vielleicht desto schöner noch. Signor Mayro sitzt auf dem Divan in der Ecke und sortirt die Einlaßkarten für's Conzert.

„Ja. Und er hat gleich jetzt das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinausgeworfen. Er soll reich geworden sein, wie ein Krösus — mehrere Millionen — oder er wird es wenigstens in acht Tagen sein, denn länger kann's seine Tante nicht mehr machen, wie er sagt. Ich begreife also nicht, warum Du ihm noch nicht eine Einladung geschickt hast. Denn ist er einmal Millionair, dann verläßt er gewiß augenblicklich den Dienst, wird von allen Verwandten umzingelt, und ist für Dich verloren. Er war aufrichtig in Dich verliebt, sagst Du? Gut. Aber von einer aufrichtigen Liebe bis zur Heirath braucht's wenigstens drei Wochen ... bei der geschicktesten Komödiantin — mag das Opfer noch so dumm und albern sein ... Und in acht Tagen wird er Dir vielleicht schon aus dem Handbereiche kommen. Warum willst Du also noch zögern?" —

„Er war gestern im Conzert, und —"

„Und heut Morgen hättest Du ihm schon, als alten Bekannten, eine Einladung schicken sollen, um keine Zeit zu verlieren. Jetzt ist der ganze Vormittag verloren, der ganze Nachmittag, und — morgen wird's wieder so gehen? Auf was wartest Du denn? .."

„Ich darf ihn nicht einladen, er muß von selber kommen,"

sagt Mary. „Das versteht ihr Männer nicht. War ich schön gestern?“

„Süperb. Aber Du sagst ...“

Ein bescheidenes Klopfen an der Thür. „Herein?“ Die kaum geöffnete Thür läßt den unfrisirten Kopf eines Kellners durch. Und er reicht die Karte eines Herrn Grafen George Praschkin in's Zimmer, mit der Frage, ob der seine Aufwartung machen könne, er sei ein alter Bekannter der Signora ...

Der Kellner wartet kaum auf die Antwort. Er will den Kopf wieder zurückziehen, nachdem er sich seines Auftrags entledigt, denn er weiß, die Signora empfängt Niemanden. Zu seinem größten Erstaunen aber erlaubt man ihm, den Herrn Grafen heraufzuführen. — Er traut seinen Ohren nicht. — Aber der Befehl wird mit einem nicht mißzuverstehenden Tone der Ungeduld wiederholt, und der verblüffte Kellnerkopf verschwindet.

La Signora Mary lacht und schaut ihren Begleiter an.

„Ihr Weiber seid doch bewundernswerthe Spielerinnen!“ sagt er aufrichtig uud knöpft sich seinen eleganten schwarzen Rock zu. „So hat Deine Mutter wahrscheinlich Deinen Vater empfangen ...“

Mary wird sehr blaß, und wendet sich wie in's Herz getroffen ab — dem Spiegel zu. Dort ordnet sie schnell einen widerspänstigen Lockenhaufen und grüßt ihren Sekretair, der sich verabschiedet.

In der Thür begegnen sich die zwei Männer und grüßen

einander. Mary wendet sich dem Eintretenden zu und streckt ihm beide Arme entgegen. Sie strahlt von Lächeln und Schönheit an diesem trüben Herbsttage doppelt licht, und Lieutenant Graf George Praschkin bekommt wieder sein altes Herzklopfen und verliert seine ganze Dreistigkeit, und schnappt mit den Sporen zusammen und näselt hundert Phrasen, wie sie seine rehlederbehandschuhten Hände ergreift.

„Sie haben also die kleine Gouvernante von Jelisawetgrad nicht vergessen, Herr Graf?“

---

10. Kapitel.

Die Geschichte der Heirathskomödien einer Frau, die einen in sie vernarrten jungen Mann heirathen will, bleibt sich immer gleich. Es ist immer dieselbe grauenhafte Koketterie mit der Naivität, der Herzlichkeit und Gleichgültigkeit, mit diesem ewig Alles bieten und Nichts geben, bis das Opfer endlich im wahrsten Sinne närrisch ist vor Liebe und Liebeshingebung. Es ist immer dieselbe Komödie von Ehre und Stolz, die den jungen, dummen, verliebten, blöden Offizier ganz beschämt vor dieses göttliche Weib hinsinken läßt, welches ihn liebt, und doch nie seine Gattin wer-

den kann. — „O, Du kannst es werden, was gäbe es, das ich Dir nicht böte! was ist ein Name, was ist ein Kampf gegen meine ganze Familie gegen Deinen Besitz, für Dein Glück? . ."

George Praschkin war ein häßlicher, verzogener, affektirter Junge, der nie geliebt worden war und nie geliebt hatte, und über den die Flammen und die Lichter einer echten Herzensneigung, die ja auch in dem blödesten Herzen Eingang findet und darin einen so sichern Thron besteigt wie im flammendsten Poetenherzen, hereingebrochen waren, versengend und verwehend Alles, Alles — sogar seine Pferde- und Hunde-Neigung, und Mary spielte ihre Rolle gut. Es war ein krampfhaftes, ein verzweifelndes Ringen nach dem Ziele, das sie sich gesteckt hatte. Ich glaube, es gab in der ganzen Zeit dieses Kampfes keinen Augenblick, wo sie in sich selber schaute und zum Bewußtsein kam. Sie betäubte sich in ihrem eigenen Lächeln, in ihren Lügen, in ihrer Liebeskomödie. Denn der Herbstwind brachte die ersten Schneeflocken über die Haide, und sie fröstelte am warmen Kamin bei dem Gedanken, wieder dahinaus zu wandern — allein — heimathlos, verlassen, arm — arm! . . Sie war drei Wochen schon hier und hatte in den letzten Tagen kein Conzert mehr gegeben. Ihr kleiner Reichthum war am Vorabende ihrer Hochzeit beinahe zu Ende. Diese Hochzeit sollte ganz im Geheimen gefeiert werden — nicht einmal die Kameraden des Regiments durften davon wissen, denn die Offiziere kleiner Garnisons-

nester sind durch die Bank alte Klatschmäuler, welche jeden Athemzug binnen 24 Stunden bei 24 ihrer resp. Verwandten in der Residenz klatschen. Nur Graf Cicci, der gute Freund George Praschkin's, sollte bei der Trauung zugegen sein. Es durfte wirklich Niemand eine Ahnung haben — Niemand, wegen der Erbschaft der Tante, die dann auf dem Spiele gestanden hätte. Er wollte am Tage nach der Hochzeit Urlaub nehmen und mit Mary in das Bad Lopuschna in der Bukowina reisen und dort den Tod der Tante Pancrazia erwarten.

Er war aufgeregt und wie im Fieber, der junge rothhaarige Graf George, der arme Bräutigam! Er bekam beinahe Anfälle von Zähneklappern vor Erstaunen und Stolz über sich selber — und vor Freude; denn er liebte Mary wirklich . . . so heiß, so innig, so treu, wie auch das gewöhnlichste und verschrobenste Lieutenantsherz lieben kann. Denn Mary war ein Engel. Wenn ihr Lächeln ihn umwogte wie ein Lichtstrom, da ging ihm das Herz auf und der Athem aus, und er konnte nichts thun als sie ansehen und auf ihre freundlichen einfachen Worte hören, die er alle verstand — so gescheidt sie auch waren! Alle waren sie verliebt in sie — der pries ihre Schönheit, Graf Cicci, der gescheidteste und reichste Offizier des Regiments pries ihren Geist, ihre Schönheit — Und Schönheit und Geist, Alles das legte sie ihm, George Praschkin, in die Arme, den noch nie Jemand lieb gehabt hatte — trotz aller Triumphe, die er erzählte. Er be-

trank sich nicht mehr, er besuchte die Kaffeehäuser nicht mehr, er lebte nur in ihr und in seinem Glücke. Ich glaube, die zwei Wochen vor seiner Hochzeit waren die glücklichsten, die schönsten, die lieblichsten seines kurzen Lebens.

Am andern Morgen sollte die Trauung stattfinden. Um sieben Uhr wollten sie nach Moscik hinüberfahren, wo sie der Geistliche erwarten wollte in der kleinen Kirche mit den buntbemalten Fensterscheiben. Den Urlaub hatte er schon, im Regiment würde es heißen, er habe seine Angebetete ein wenig entführt — das war so natürlich.

Es war spät Abends, als er sich von seiner Braut mit einem Handkusse trennte, denn sie mußte ein wenig schlummern, um morgen für die Ceremonie und die Reise froh und munter zu sein — „froh und munter!“ lächelte sie und ihre Arme lagen um seinen Nacken. „Ich werde fortan nie anders sein können als froh und munter — mit Dir, George — denn Du wirst mich immer so lieb haben wie jetzt. Denkst Du, wie glücklich wir sein werden?“ ..

Er konnte gar nicht antworten, der arme Junge, er hatte das Herz so voll Glück — und doch Angst — denn er war Bräutigam — und seine Mutter — und die Schulden — Aber die Millionen werden Alles gut machen!

Er lachte vor Glück und ging.

Er hatte seiner Braut ein Portefeuille mit so und so viel

Rubel zurückgelassen, um ihren Sekretär zu befriedigeu und fortzuschicken. Das Portefeuille lag auf dem Tische neben der Lampe, daneben stand die Schachtel, in welcher die Krone lag, die sie in der Kirche tragen mußte, und in einem Etui funkelte der prachtvolle Schmuck, den er ihr geschenkt hatte — in Erwartung der Familiendiamanten, sobald sie von der Familie anerkannt sein werde . . ."

Sie schob alle diese Sachen zusammen und legte die Hand um die Lampe und wendete sich ihrem Schlafzimmer zu. Sie war wirklich müde — müde, zu müde. Sie lächelte nie, wenn sie allein war — ihr Auge glänzte nie, wenn es nicht in ein anderes sah. Sie war müde, und sie mußte morgen so zeitig bereit sein.

Aber sie konnte noch nicht schlafen gehen. Ihre Hand ließ langsam wieder die Lampe, und sie sank in den kalten, anfröstelnden Ledersessel nieder — sie war müde — aber müde zum Sterben. Sie hatte diese ganze Zeit nie über sich nachgedacht, ihre Seele hatte nie nach Innen geblickt — kaum nach Außen. Nur gerade auf das Ziel hin, auf welches sie losschritt, getrieben von dem wimmernden, wandernden, rufenden, wehenden Herbststurme und der Furcht vor der Einsamkeit und der Armuth und dem Kampfe mit der bösen, selbstsüchtigen Welt, die dem armen, verlassenen Vagabundenkinde nie Liebe oder Verzeihung, oder Mitleid, oder Theilnahme gezeigt hatte.

Jetzt, in der stillen Stunde der Mitternacht, wo sie endlich die mit tausend Lügen, tausend Lächeln, tausend Selbstverläugnungen ihres innersten Wesens angestrebte Schwelle ihres Zieles erreicht hatte, sank ihr der Trotz und die Willenskraft einen Augenblick wie todtmatt in den Armen zusammen, und die Seele erhob sich über die Ohnmacht, und ihre Gedanken verloren sich in Träumen: „Liebe! Ich habe nie an Liebe gedacht, und ich habe nie Liebe gefühlt; aber heute, jetzt, sollte ich sie fühlen. Ich bin Braut. Ich habe nie ein Herz gewollt oder gegeben. Wie fangen andere Mädchen es an, um lieben zu können? O! die sind eben glücklich. Ich bin nie glücklich gewesen. Man hat ihnen die Liebe gelehrt, in der Kindheit schon, die Eltern haben sie ihnen in's Herz gepflanzt mit tausend weichen Zärtlichkeiten; sie sahen nur freundliche und schmeichelnde Gesichter und hörten nur kosende Worte, und sahen die Welt so schön und selbstlos, und die Liebe blühte ihnen im Herzen, und sie legen sie dem Manne ihres Herzens an die Brust wie ein Kind, das sie ihm erzogen haben, damit sein reines Kinderlächeln ihm das einsame Leben erheitere und verschönere. Das ist dann die Ehe. Ich bin nie ein Kind gewesen. Meiner Mutter war ich eine Last, und später eine Maschine, die eine Sage ersingen mußte. Von den Männern, die mir Liebesworte sagten, hat mich nie Einer lieb gehabt — ich habe das gefühlt aus den leichten Phrasen ohne Achtung und Ernst heraus. Ich mußte mir jede Freude meines

Lebens erkämpfen, verdienen, erheucheln, mit einem Lächeln, das mir nicht vom Herzen ging. Und das konnte ich nicht mehr tragen, als ich allein stand — so ganz allein. Ich war schön, aber diese Schönheit konnte nur dazu dienen, mich zu verderben. Ich sah es so oft um mich! Ich war nicht bös — aber wen kümmerte es, ob ich gut oder schlimm war? Und ein Zufall konnte mir diese Schönheit oder die Stimme rauben, und ich mußte dann als Bettlerin durch die Straße kriechen. Da faßte mich — neben dem Haß über die Ungerechtigkeit, die mir meinen gebührenden Reichthum geraubt hatte, neben der Verachtung und dem Ekel vor den Menschen, eine entsetzliche Furcht, und ich suchte den Reichthum, die Sicherheit, das Glück — und ich habe es jetzt erreicht. Ich ziehe ein in ein Haus, welches das meinige sein wird — ich gehöre einem Manne, der mir Glück schuldet, den Frieden und die Sicherheit und den Schutz und das Obdach eines jeden Tages — Ich bin gerettet, und ich bin reich — reich, unermeßlich reich! . ."

„So saß vielleicht meine Mutter triumphirend, ruhig an ihrem Hochzeitstage, und man trieb sie doch wieder hinaus . ."

„Ja, aber sie war so ungeschickt, die Lügen ihrer Liebe, die Falschheit ihres Lächelns, die Absicht ihrer Neigung herzlos bloszulegen und zu verrathen, als sie sich sicher wähnte — ich werde das nicht. Diese Angst und dieser schreckliche Gedanke, daß es eine Sünde ist, was ich begehe, daß es ein Verbrechen ist, einen

Mann ohne eigene Liebe an sich zu fesseln, aus Eigennutz, aus Habsucht, herzlos, kalt, lieblos, berechnend ..?"

„Nein. Ich bin eine Thörin. Wie Viele heirathen ungeliebte Männer, die ihnen die Convenienz, der Zwang, die Angst vor dem Alter zuführen. Und wer wagt es, Das eine Sünde zu nennen? Und ich werde ihm treu sein, ich werde ihm das Leben versüßen, ich werde ihm allen Glauben an meine Liebe geben Tag für Tag, Stunde für Stunde, zum Dank für Alles was er mir bietet, und daß er mich rettet vor dem täglichen Kampfe mit der Welt und der Armuth, daß er nie erwache und sich elend fühle bei mir. Ich will ja nichts Böses, aber ich will nur eine Heimath, ein zu Hause ..."

Sie hält ein in ihren wilden, wirbelnden Gedanken — sie möchte weinen. Aber weinen kann man nur, wenn eine Erinnerung in uns erwacht, um die wir trauern, oder eine Hoffnung die wir ersehnen, oder eine Liebe im Herzen, der wir Alles opfern möchten, selbst das Glück — die Selbstsucht hat nie Thränen — in ihren besten Regungen nicht. Aber vielleicht war Mary nicht selbstsüchtig von Natur aus — sie war es geworden und geblieben, weil sie nie Etwas lieb haben konnte ...

So wachte Mary in der stillen Nacht ihrem Brauttage entgegen. Müd — müd zum sterben.

11. Kapitel.

Am andern Morgen, als kaum die Dämmerung wie ein lichterer Nachtnebel aufstieg aus der Steppe, und sich langsam durch die kalten reifbedeckten Gassen zu wälzen begann, stand Mary in ihrem Brautgewande — ein dunkles einfaches Stoffkleid, — ein lichter Shawl und ein weißes, kleines Hütchen, dessen Schirm ganz überzittert wurde von den lichten, goldenen Lockenwolken — in ihrem Zimmer und wartete auf ihren Begleiter. Ihr Bräutigam war zu dem einzigen Zeugen der Trauung, dem Grafen Cicci, gefahren. Der Sekretär trat jetzt in's Zimmer — braun, schwarzlockig, in dunkler, hübscher Kleidung, fröstelnd und roth angehaucht von der scharfen Morgenkälte.

Sie lächelt ihm matt entgegen. Er trat auf sie zu und küßte ihr die Hand, zuerst lächelnd. Dann wurde er ernst. „Ich wünsche Dir Glück, Marietta," sagte er. „Und mein Geld?" Sie trat an den Kasten und reichte ihm mit einer verächtlichen Miene das Portefeuille.

„Denn von Moscik aus reise ich ab."

„Wann werden wir uns wiedersehn?“ fragt sie ihn leichthin — wie höflich.

„Niemals,“ sagt er.

Sie sieht ihn an.

Er lacht garstig. „Du brauchst mich ja nicht mehr, ich habe Dir bis zum Ziel geholfen, Du hast mich bezahlt, wir sind quitt. Und ich muß aufrichtig sagen, ich will mit diesen Sachen nichts mehr zu thun haben.“

Sie wendet sich stumm ab von ihm und tritt an's Fenster. Die Scheiben sind dicht gefroren, und ihr Hauch überläuft sie wie ein Thaukreis. Sie athmet auf. Selbst der Vagabund verachtet sie. Er hatte in seiner wilden, ehrlichen Weise nie Jemandem Liebe gelogen. Sie könnte ihrem Bräutigam sagen, daß sie ihn nicht liebt, sie könnte ihm vielleicht ein ganzes glückliches Leben schenken mit diesen Worten — denn sie weiß, sie fühlt es in dieser entscheidenden Stunde, daß er nicht glücklich sein kann mit ihr — niemals, und daß sein künstlicher Liebesrausch vergehen muß, und eine Stunde des Erwachens kommen wird für ihn, wo er diese Stunde an ihrer kalten, lieblosen Seite verfluchen wird. Sie könnte es vielleicht nochmals versuchen, den alten Mann, auf dessen Liebe und Theilnahme allein sie ein Recht hat auf der Welt, zu erweichen, zu gewinnen, zu —

Mayro ist ihr an's Fenster gefolgt und spricht wieder zu ihr.

„Und da bringe ich Dir eine interessante Neuigkeit, die Dir den Genuß an Deinem glücklich erreichten Ziele gewiß verdoppeln wird. Er nimmt mit seinen großen behandschuhten Händen ein Zeitungsblatt aus seiner Brusttasche und entfaltet es und reicht es ihr, und deutet auf eine Stelle. Sie nimmt das Blatt mit ihrer weiß behandschuhten Feenhand, daß es knistert, und liest diese angedeutete Stelle. „Gestorben: In Jelisawetgrad. Der „Graf Wasili Iwanowitsch Mourieff, Eigenthümer von Mou- „reschtie. Er hinterließ laut Testament sein sämmtliches Ver- „mögen seinem Neffen Gustav Leo, welcher Pastor in Posen ist „und welcher, der Religions- und Standesverschiedenheit wegen, „wenig oder gar nicht mit dem Grafen verkehrt hatte."

Mary ließ das Blatt langsam sinken und lehnte das Haupt zurück auf die Scheiben des Fensters.

„Mein Gott, was ist Dir?" fragt Mavro rasch, indem er ihre Hand ergriff. Denn sie war todtenblaß geworden.

Jetzt spricht sie wieder. „Nichts."

Aber wie ihr Bräutigam mit seinem Begleiter eintrat, ging sie ihm mit großen, dunkelflammenden Augen entgegen und sagte: „komm . . . komm . . . komm . . ."

Der Wagen fuhr über das holprige Pflaster der Straßen, dann auf die freie Landstraße hinaus in die weißen lichtlosen Morgennebel hinein, die kein Sonnenstrahl transparent und leuchtend machte; überall zog es wie undurchdringliche Trauerschleier

um den Wagen, und diese Schleier zogen immer mit ihnen, dichter und dichter. Sie standen schon vor der Kirche, als sie sie noch immer nicht sahen, so dicht war der Nebel.

Die kleine Kirche von Moscik war kalt, düster, beinahe finster, an diesem frühen, lichtlosen Morgen. Der verschlafene, gelbe, fröstelnde Priester faßte mit kalter Hand die Hände der Brautleute und vereinigte sie. Für immer.

Mary stand am Ziele. Sie stand mitten in der finstern, kalten Kirche, einen Augenblick wie träumend an die Brust ihres Gatten gelehnt. Graf George Praschkin brachte seine näselnden Glückwünsche vor und Mayro bezahlte den Küster und den Meßner, und ein verirrter Vogel schlug mit dem Kopfe gegen die Scheiben der Kirchenfenster.

So begann die Ehe der Gräfin Maria von Praschkin.

---

12. Kapitel.

Auch die Offiziersehen, die unter den geschilderten Umständen geschlossen werden, pflegen sich alle gleich zu sein in dem banalen Verlaufe ihres Anfangs. Die jungen Eheleute wohnten in einem kleinen Häuschen des Badeortes Lopuschna in der Buko-

wina und George Praschkin ging täglich auf das Filialpostamt, welches in einem muffigen, finstern Kaufmannsladen residirte, um nach einem Briefe mit Trauerrand und Trauersiegel zu sehen, auf den er schon täglich wartete. „Ich habe meiner Mutter geschrieben, ich sei hier wegen meines Hustens“ sagte er zu Mary, „denn sie darf noch nichts ahnen von unserer Ehe, sie könnte sich sonst im Zorn vor Tante Pancrazia verrathen — und der Brief könnte auch leicht in andere Hände kommen. — Bin ich einmal reich, dann wird sie mir schmeicheln und jede Frau acceptiren, die ich gewählt habe, nur damit sie den Comfort dieses Hauses comfortabel mitgenießen kann.“ Er hatte seinen Burschen mitgenommen und für seine kleine, schöne Frau eine Pächterstochter, mit großen, ungeschickten Händen und rothen Backen als zeitweilige Kammerzofe. Die Einrichtung in dem Häuschen war schäbig-gentil. Zerrissene Möbel waren mit all den brillanten riens bedeckt, die der junge Cavalier aus seinem bisherigen Leben in die Ehe mitgeschleppt hatte. Auf der Toilette der schönen, kleinen, blonden Gräfin Praschkin standen Cigarrenständer und lagen gypsene Hunde mit Aschenschälchen neben sich, und an den Wänden hingen Pferdeschrabacken und ein Sortiment Reitpeitschen.

Es war ein sonderbarer und doch so schöner Eheanfang. Mary war immer freundlich, lächelnd, und innerlich kalt; sie wußte immer Scherze zu machen, nur nicht um die Morgenzeit, wo man den Brief mit dem Trauerrande erwarten konnte.

Graf George Praschkin war sehr glücklich, sehr galant, sehr lustig und sehr verlegen wie alle jungen Ehemänner in solchen außergewöhnlichen Verhältnissen zu sein pflegen, die von einem Wirbelwinde in eine Liebesehe gewirbelt wurden und täglich beim Aufstehen gar nicht glauben können, daß sie versorgt sind für's ganze Leben, und nicht mehr hinreiten können wo sie wollen.

Der Badeort war ein schrecklicher Badeort, expreß angelegt für Spleenbehaftete, um hierherzuziehen und sich nach Verlauf von drei Tagen ganz sicher den Hals abzuschneiden. Er bestand aus etwa zehn ebenerdigen, weißen Häusern und einem kleinen, ebenerdigen Gasthofe, in dessen Hinterflügel sich die Bäder befanden. Er lag mitten im Gebirge, in einem einsamen Thalkessel, 12 Stunden weit von jeder menschlichen Wohnung entfernt, abgeschnitten von der ganzen Welt. Eine Zigeunerbande spielte Morgens und Abends einige Stücke. An Gästen waren da ein lungensüchtiger Tanzmeister aus Warschau, eine dicke Gräfin mit ihrem kranken Mopse, ein junger Edelmann mit einem Bluthusten, ein paar übriggebliebene Fräulein mit ihrem Lebenshasse, und eine schöne junge Kaufmannstochter aus Jassy, die langsam an der Auszehrung starb.

Mit jeder Post kamen Geschenke an für die junge Frau, die der gutherzige George Praschkin von Jassy, Warschau und Czernowitz bringen ließ; er wußte nicht, wie er ihr anders seine Liebe beweisen sollte — denn wenn er sie küßte, lächelte sie so höflich-

freundlich, daß er ganz verlegen wurde. Er ließ es ihr an keinem nur immer herzuschaffenden Comfort fehlen. Er legte ihr selbst den reichen, dichten, prachtvollen Zobelpelz um die Schultern, wenn sie Morgens in ihrem reizenden Neligé zum Thee kam, damit sie sich ja nicht erkälte. Und Abends schob er ihr knieend und lachend die kleinen Pantöffelchen an die winzigen Füße. Er hatte sich die erste Zeit einer Ehe immer so schön, so voll süßer Kleinlichkeiten ausgemalt — er hatte ein so echtes, gutes, albernes Herz gehabt unter seiner hergebrachten Arroganzhülle, und dieses Herz strahlte jetzt in jedes seiner Worte, in jede seiner Thaten, in jeden seiner Blicke auf seine schöne kleine geliebte Frau herab, die immer so freundlich und gemacht lächelte über all die hübschen Grimassen einer frischen Gattenliebe — daß er ganz verlegen über seine eigene Albernheit mitten in seinen wahren Gefühlsmomenten aufstand, und — ein neues Spielzeug für sie verschrieb... Denn er hatte sie so lieb — und sie war so gut gegen ihn..!"

Er brauchte dazu ziemlich viel Geld — denn er führte den größten Haushalt in allen zehn Häusern. Die Juden hatten ihm mit Vergnügen ganze Haufen Banknoten gegeben und gespendet. Nach und nach aber kamen doch Briefe ohne Banknoten, und mit bescheidenen und höflichen Anfragen nach dem Befinden der werthen Frau Tante und der jungen gnädigen Gräfin, und... Ja, der biedere Leib Hersch im schwarzen Kaftan und mit dem getheilten grauen

Barte stattete dem jungen Ehemann in seinem eigenen kleinen Leinwandwägelchen einen eigenen Besuch ab — (16 Meilen über die Grenze hinüber) — um sich von seinem Wohlbefinden zu überzeugen, wurde aber sehr unhöflich empfangen — denn Mary hörte im Nebenzimmer die brüllende Stimme ihres Gemahls und das Getrampel des Burschen, der den zitternden Gläubiger in den Schnee hinauswarf.

George Praschkin zupfte sich die kurzgeschorenen Haare mit ungeduldigen Rissen, und fragte noch angelegentlicher den alten blinden Kaufmann, der mit einem grünen Augenschirme und einem rabenalten grauen Rock hinten im Komptoir saß, nach Briefen mit einem Trauerrande.

Endlich, an einem Vormittage, wo der Schnee von allen Seiten über die Berge in das einsame, todtenstille, verlassene Thal wirbelte, daß man weder diese Berge noch den Himmel, und kaum das Nachbarhaus, sondern nur einen weißen, stillen, stummen, lichten Wirbel sah, lag ein großer Brief da mit einem Trauerrande und schwarzen Siegel. Und der Inhalt besagte, daß Tante Pancrazia am 15. December um 8 Uhr Morgens selig im Herrn entschlafen sei, und am 17. die feierliche Testamentseröffnung vollzogen werde.

Der Schnee wirbelte um das Häuschen, daß man sich da ganz allein glauben konnte in der Welt, Graf George Praschkin sprach laut und munter zu seinem kleinen lieben Frauchen, und

war so glücklich, daß er sie jetzt in den Glanz und das Glück führen könne, das ihr gebühre, und Mary schaute über seine Achsel hinweg mit einem strahlenden Blicke in das dichte, weiße, lustige Gewirbel hinaus.

---

13. Kapitel.

Das alte zerbröckelte, grasüberwachsene Palais der Praschkin's in der Posertie-Straße in Moskau hatte an diesem Tage ein beinahe offenherziges Aussehen — denn die breiten, sonst verschlossenen Thorflügel waren heute geöffnet, und wer immer durch die Straße ging, durfte in die exklusive Vorhalle mit der für gewöhnlich leeren Portiersloge und der Aussicht auf die für gewöhnlich ebenfalls leeren Stallungen hinten im Hofe schauen.

Tante Pancrazia war pomphaft, brillant, großartig begraben worden in der unterirdischen Seitenkapelle irgend eines Klosters, dem die Ahnen der Familie einmal vor einigen Jahrhunderten tausend Rubel gespendet hatten.

Alle adeligen Familien der Stadt hatten ihr Contingent an Equipagen und Bedienten in Trauerlivrée gestellt, und alte Generale und alte Gräfinnen Mutter waren zahlreich vertreten.

Nach dem Begräbnisse sollte die feierliche Testamentseröffnung stattfinden. Das ganze Palais war wie ausgestorben in dieser Stunde, wo der wankende, wappengeschmückte Trauerwagen des armen, vergessenen, buckligen Fräuleins zwischen dem gaffenden Volke durch die Straßen kollerte. Denn die ganze Dienerschaft war mitgegangen. Nur ein, zwei Bediente waren zurückgeblieben, um den Salon der Testamentseröffnung in Ordnung zu halten.

Am Morgen des Tages war Graf George Praschkin mit seiner jungen Frau angekommen, und in einem Hôtel der Nebenstraße abgestiegen, da im Palais natürlich keine passenden Zimmer für seine Gemahlin vorbereitet waren. Er war allein in das Palais gekommen und seiner gnädigen Mama zweimal um den vollen Hals gefallen. Madame la Comtesse trug Trauerkleider von der decolletirtesten Sorte und klingelte förmlich von schwarzen Schmelzperlen und Glöckchen. Madame la Comtesse hatte ihren Sohn nie so geliebt wie jetzt, da er der reichste Cavalier der Residenz geworden war. Graf George ließ sich aus der zärtlichen Umarmung seiner gnädigen Mama auf ein Knie nieder und benutzte diesen günstigen Augenblick, um sie um Verzeihung anzuflehen. Madame la Comtesse droht lächelnd mit dem Finger: „Du hast Schulden gemacht?“ — Nein aber er hatte eine junge Madame la Comtesse mitgebracht. Es folgte nun eine rührende Scene mit Ohnmacht, Fluch, Trotz, niemals anerkennen wollen! . . , die George Praschkin endlich mit der Bemerkung

endigte, er sei frei, unabhängig, reich, und werde mit seiner Frau in's Ausland gehen, wenn sie seiner Mama nicht anständig sei. Worauf Madame la Comtesse sterben wollte; mitten in ihrem convulsivischen Schluchzen bedachte sie jedoch, daß es immerhin angenehmer sei, mit einer reichen Schwiegertochter im Unfrieden in Einem brillanten Hause, als von einer Gnadenrente ihres Sohnes allein in dem alten, zerbröckelten Palais zu leben, und die Mutterliebe siegte endlich über alles Vorurtheil, und sie erlaubte, daß ihr la — la — la — Comt — Comtesse vorgestellt werde. Diese Vorstellung fand auch in der Stunde vor dem Begräbniß statt.

In dem Todtenzimmer drängten sich schon Gäste und die fremde, trauernde Dienerschaft im Erdgeschosse stärkte sich mit Wein und Kuchen, und Madame la Comtesse acceptirte ihre Schwiegertochter in ihrem Privatzimmer, auf einem Fauteuil, wie auf einem Throne sitzend. Mary sah aus wie eine Königin, schön, stolz, triumphirend, blaß, in die eleganteste Trauertoilette gekleidet, die goldenen Locken wie ein Diadem unter dem schwarzen Illusionshütchen hervorstrahlend. So trat sie am Arme ihres Gatten in das Zimmer ihrer Schwiegermutter. Graf George zitterte doch ein wenig — er war ein guter Junge in seinem Herzen, trotz Pferden, Hunden und Casanova'schen Diskursen; er war sehr rothhaarig, sehr zahnlückig, sehr sommersprossig, sehr eng in seiner glänzenden Uniform, und führte mit unsicherer Hand

sein geliebtes, kleines, stolzes Frauchen vor den Thronsessel Mama's. Er war der Besitzer von Millionen, und die „kleine Intriguantin" war für den Moment allmächtig über sein Herz und sein — Vermögen, und Mama reichte ihr ihre volle, schöne, weiße Grübchenhand zum Kusse, und zog sie dann zu sich herab und küßte sie selber auf die Stirn, die vor Freude einen rosigen Anhauch bekam. Das freundlose Mädchen hatte sein Ziel erreicht. „Ma fille, soyez la bienvenue . . ."

Im Zimmer der Testamentseröffnung waren der Notar, ein alter General von väterlicher Seite, eine kleine, arme, krüppelhafte Cousine von mütterlicher Seite, der Beichtvater der Seligen, Pater Plustoff, und die dicke Kammerfrau und Vertraute der Seligen um den Tisch versammelt, auf welchem die verhängnißvollen Papiere lagen. Die gesammte, kleine Dienerschaft des Hauses stand im Hintergrunde des großen, kahlen Zimmers, in welchem ehemals eine — jetzt längst versteigerte — Bibliothek gewesen war. Die Fenster des kahlen, mit grünverkleideten, bücherlosen Bücherregalen und nasenlosen Büsten angefüllten Zimmers gingen in den Garten hinaus, wo ein blattloser dürer Winterbaum seine Aeste im Wintersturme an die Scheiben schlug. Man wartete nur auf die Herrin des Hauses. Jetzt trat Madame la Comtesse ein, an ihrer Seite die schöne, stolze, triumphirende Mary, hinter ihr Graf George. Madame la Comtesse in ihren koketten Trauerkleidern stellte den zwei Verwandten und

dem Advokaten die jüngere Dame als ihre Tochter, Comtesse Maria Praschkin vor. Erstaunen, Begrüßen, Murmeln, Nasenrümpfen, und endlich die Eröffnung des Testamentes.

Das winterliche Dämmerlicht erhellte kaum die Umrisse der schwarzgekleideten Gruppe in der traurigen, kahlen Stube, und der Winterwind macht das Schweigen so auffallend, daß man das Knacken des trockenen Siegels deutlich hören konnte, und Herr Mager, beeideter und befugter Rechtsanwalt der Stadt Moskau, las mit lauter und vernehmlicher Stimme vor, daß die selige Gräfin Pancrazia Iwanowna Praschkin die Kirche St. Nicolai in Petersburg, deren Vorsteher der ehrwürdige Pater Plustoff war, zur Universalerbin ihres Vermögens eingesetzt hatte, kraft ihres freien Willens und kraft der kriechenden Speichelleckerei, die ihr ihre zärtlichen Verwandten unausstehlich gemacht habe, Amen.

* * *

Der alte zahnlose General und die verkrüppelte Cousine lächelten malitiös, Pater Plutoff dankte mit fettglänzendem Gesichte und verdrehten Augen, während sich die dicke Marina mit seligen Thränen an seine Schulter lehnte; Graf George warf einen erschreckten, wirren, wahnsinnigen Blick auf die ganze Gesellschaft, und zuletzt auf seine angebetete Frau, schob mit großem Geräusch

seinen schweren, plumpen, alterthümlichen Stuhl zurück und eilte aus dem Zimmer. Madame la Comtesse, die beim Juwelier einen prachtvollen Schmuck bestellt hatte und den Winter in Paris zubringen wollte, stieß einen kleinen Schrei aus und fiel in eine wirkliche und wahrhaftige Ohnmacht. Nur Mary Praschkin saß ruhig in ihrem Sessel, den einen Arm auf der Armlehne desselben, den andern im Schooße liegend, den Blick fest auf den Notar geheftet, der die Kodizilla verlas. Sie war nicht mehr bleich, sondern weiß wie eine Lilie. Und todt wie eine Statue. Aber unverändert schön in ihrer Erstarrung.

Der Winterwind peitscht die dürren Aeste gegen die Fensterscheiben, als rufe er Alle, die nicht in die sichere Stube gehörten, hinaus zu wandern in die weite, stille, sturmgepeitschte Welt.

Am Abende desselben Tages lag Mary von Praschkin angezogen auf dem Bette ihres Zimmers im Hôtel. Sie war nicht krank. Eine natürliche Ruhe hatte sich ihrer bemächtigt — eine Ruhe der Seele und des Körpers. Sie dachte nichts. Sie fühlte nichts. Sie war nur wie betäubt. Man ruht oft ein, zwei Stunden in dumpfer Betäubung aus, bevor die rechte Verzweiflung uns ergreift. Ihre dicke, hübsche, rothhaarige Zofe aus Lopuschna hatte ihr ein Brausepulver gemacht, sie saß am Fenster und wartete bis der Graf nach Hause komme — er war noch nicht daheim gewesen seit er sich aus dem Bibliothekzimmer des Praschkin'schen Palais entfernt hatte. Wenn er nur

schon käme! — Leichte Schneeflocken fielen in die graue Dämmerung hinein, und der Graf kam noch immer nicht. Die Zofe näherte sich wieder dem Bette der Herrin und fragte sie, ob sie nichts bedürfe — vielleicht ein Glas heißen Tschai? — Nein. Nichts. — Und das gutmüthige Mädchen ging wieder an's Fenster zurück und drückte die breite, gemeine Stirn an die Scheiben und schaute in die dunkelnden Straßen hinaus. Mein Gott, wenn nur der gnädige Herr schon käme! ..

Anstatt des gnädigen Herrn kam ein Garçon des Hôtels mit einem Paket und einem Briefe, die in kurzen Zwischenräumen für die Herrschaft beim Portier abgegeben worden war.

Mary setzte sich in ihrem Bette auf und strich sich das Haar aus der Stirn, als ob sie aus einem Schlafe erwache.

Die rothbackige Zofe macht Licht und stellt es auf das Tischchen neben dem Bett. Mary, auf dem Bette sitzend, legte die beiden Sendungen vor sich hin auf den Schooß und besann sich lange — lange. Sie mußte ihre Gedanken sammeln. Sie hätte beinahe die Sendung vergessen. Die Zofe mußte sie wieder wecken.

Sie öffnete jetzt den Brief. Er war von einer feinen aber hakigen Damenschrift, von Madame la Comtesse Alexandra Praschkin, worin sie ihrem Sohne verbot, ihr jemals wieder unter die Augen zu kommen, so lange seine Ehe mit dieser Intriguantin, die sie nie anerkennen werde, dauere — und daß er überhaupt am

besten thun würde, seine Stelle zu quittiren und im Auslande Dienste zu nehmen, indem sie sich nicht für verpflichtet halte, ferner noch einen Rubel für ihn zu bezahlen. Kein Zug in Mary's Gesichte veränderte sich — es war immer gleich geblieben seit dem Augenblicke der Testamentseröffnung. Sie öffnete mit müden, langsamen, mechanischen Händen das Packet. Ein Päckchen Banknoten fiel heraus, und ein Brief, den ihr die Zofe wieder in die Hand gab. Der Brief war von einer ihr bekannten Hand — von ihrem Gatten. Und er schrieb:

„Meine geliebte Mary!"

„Verzeihe mir, was Dein armes, süßes, verwöhntes Herz heute „vielleicht gelitten hat, und was Dir noch bevorstehen wird. „Ich bin unschuldig daran, Du weißt es. Ich habe Dich so „lieb gehabt; ich wollte Dich so glücklich machen. Wir sind „durch meine große Erwartung jetzt so verschuldet, daß ich nur „Elend und Schande über mich und über Dich bringen würde. „Ich weiß keinen Ausweg. Wenn ich am Leben bleibe, wirst „Du täglich und stündlich der Berührung und dem Schelten „roher nnd brutaler Personen ausgesetzt sein, und ich werde „vielleicht eingesperrt werden, denn die reichen Juden haben „immer Recht gegen einen armen Edelmann. Ich erschieße

„mich also, denn ich fürchte mich vor dem allen, und „mein Vater hat mir auf dem Todtenbette aufgetragen, „seinen Namen unbefleckt mit mir in's Grab zu nehmen — „selbst um den Preis meines Lebens. Ich habe damals die „Worte nicht gut verstanden, jetzt verstehe ich sie. Ich habe „Alles was ich noch mein nannte, die Pferde und Geschirre „und vieles Andere in Eile zu Geld gemacht und schicke Dir's „hier. Du schuldest nichts und bist zu nichts verpflichtet. Sei „nicht böse auf mich, und zürne mir nicht, daß ich so selbst„süchtig war, Dich an mein Loos zu fesseln. Ich wußte nicht, „daß es so schlimm sein werde, ich gebe Dir mein Cavaliers„wort darauf. Und ich habe es erst in der letzten Zeit gemerkt, „daß ich Dir so wenig bieten könne, denn Du bist so viel ge„scheidter als ich gewesen; ich war oft recht traurig darüber, „und fürchtete, Du könntest mich nie lieb haben — und ich, „ich habe Dich so lieb gehabt wie ich es nie dachte, das fühle „ich jetzt am tiefsten. Leb wohl, kleines, liebes Frauchen, ich „danke Dir für die schönen, süßen Stunden, die Du mir gabst, „und welche die glücklichsten in meinem Leben gewesen sind. Gott „segne Dich dafür, und denke manchmal an Deinen treuen, „Dich liebenden Gatten."

„Mein Gott, gnädige Frau . . . mein Gott, was . . !

Mary hatte ihren Kopf in den verschlungenen Armen ver-

borgen und war so auf die Kissen niedergesunken. Die gute Zofe, die mit den zerstreutgewesenen Banknoten vor ihr gestanden, machte erschreckt einen Schritt nach ihr. Madame hat sie auf einmal mit einem so entsetzlichen Ausdruck angeschaut, als ob sie wahnsinnig geworden sei. Aber jetzt konnte sie Madame's Gesicht nicht mehr sehen, und die winkte sie nur mit der einen Hand stumm von sich. Die Zofe ging wieder erschreckt, mit gefalteten Händen an's Fenster, ob denn der Graf noch nicht komme, aber es war schon so finster in der Straße draußen! Und dann schaute sie wieder in's beleuchtete Zimmer hinein. Aber Gott sei Dank, jetzt konnte Madame weinen! .. Sie hörte es, sie sah, wie es krampfhaft und erleichtert über den Körper der jungen Frau zuckte, und die Thränen sind immer ein Segen.

Und Mary schluchzte laut, herzbrechend, unaufhörlich, bitterlich. Und die Zofe streichelte sie nur höflich mit ihrer breiten, groben Dorfhand über den Arm und sagte manchmal leise, bittend, selber weinend: „Madame ... Madame .. !“

14. Kapitel.

Es ist eine seltsame Zeit, wo man in eleganter Toilette in einem kleinen Gasthauszimmer eines Landstädtchens sitzt mit einem brillanten Namen, mit so viel Geld in der Tasche, um noch einige Wochen lang zu leben, und nach dieser Frist die Gewißheit der trostlosesten Verlassenheit, der bittersten Hülflosigkeit.

Das Rauschen unseres Seidenkleides, wenn wir an's Fenster treten, um nach dem Briefboten auszusehen, klingt uns dann wie ein verspottendes Gelächter, der graue, geschlossene, monotone Schneehimmel, der zum Fenster herein sieht, bringt uns zur Verzweiflung, wir möchten mit beiden Armen in diese Wolken hineingreifen und sie zertheilen, um ein wenig Hoffnung herabzuziehen in unser schmachtendes, in unser verschmachtendes Herz! — Nichts. Die schmale Straße bleibt leer, der Himmel bleibt schwergrau, monoton, geschlossen, noch vier Tage ... dann kommt die weite windgepeitschte Haide, die Verzweiflung, das Elend, oder ...

Es giebt ein Wort, welches manche stolze Frau belächelt,

weil sie es nicht fühlt, und welches manche verstoßene, einsame Vagabundin schauern macht. Das Wort: „Verloren sein im Innern".

Es giebt in Rußland Minister, Grafen, große Herren — die sich für jeden Conzertgeber interessiren, die jeden Schuhputzer begönnern, weil es in die Zeitung kommt ... Es giebt Vereine von hochgestellten Damen, die jede Bettlerin ausstaffiren und ihnen Plümeaux und Handschuhe schenken; es giebt Schriftstellerinnen, dicke Hausmütter, die einen Dukaten dafür hingeben, wenn ein Straßenjunge die Flügel der gefangenen Fliegen verschonen will.

Mary Praschkin schrieb an die Minister, die sich für jeden Conzertgeber interessiren, an die Frauenhilfsvereine, welche die Bettlerinnen mit Plümeaux versehen, an die dicken, reichen Schriftstellerinnen, die jede verschonte Flügeldecke mit einem Dukaten bezahlen.

Die kleine, schneeweiße Straße des Landstädtchens, in welcher sie auf ihrer Reise in's Blaue durch Geldnoth festgehalten war, blieb still, leer, oder der Briefbote ging eilig vorüber. Sie konnte noch singen. Sie konnte bei irgend einer Truppe kleine Rollen erbitten. „Aber Sie sind ja gar nicht bekannt? .. Nun, vielleicht ..!" — Sie konnte ... O, sie konnte nichts. Die Gräfin Praschkin konnte nichts als ruhig in den düstern, grauen, schweren, geschlossenen Schneehimmel hinaufschauen und auf ein

Wunder warten — aber das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind — und Mary konnte an die Menschen nicht glauben — wie mochte sie es an den Schöpfer dieser häßlichen, selbstischen Menschen? . . . .

Ah! Eines Tages schrieb sie einen Brief. Einen kurzen, bescheidenen, farblosen Brief an den Erben ihres Vaters. An den Pastor Gustav Leo. Sie erzählte ihm in kurzen, farblosen Worten ihre Geschichte. Sie war die mit der Mutter zugleich verstoßene Tochter seines Oheims gewesen, sie hatte einen armen Grafen geheirathet, der sich Schulden halber erschossen hatte, und sie bat ihren reichen Verwandten um eine Gabe. Sie war eine Bettlerin geworden.

Und auf diesen Brief kam eine Antwort. Mit Geld. Aber dieses Geld war das Reisegeld nach Gründorf in Posen. Und ihr Vetter schrieb ihr, sie solle sein stilles Haus als das Ihrige betrachten, bei ihm warten und hoffen, bis sich ihre Zukunft freundlicher gestalte.

Der Brief lag lange auf dem Schooße der armen Gräfin Mary Praschkin. Das schwarze Seidenkleid hatte schon manche fleckige Stelle. Der Winter wimmerte kalt durch den Ofen herab. Sie hatte einen alten Pelz um ihre Schultern geworfen. Sie konnte sich kaum noch über Etwas freuen oder grämen.

Nur aus der Noth, aus dem drohenden Elende herauskommen! Sie hatte irgend Etwas im Innern verloren. Sie

selber wußte nicht, was es war. Und sie dachte nach: im Schlosse Moureschtie hatte sie den vergessenen Neffen oft von Madame Schitieff schildern hören. Ein Mann von dreißig Jahren, ganz seinen Studien, seinen Wissenschaften, seiner Religiosität lebend, brav, arm, und überspannt. „Und hat sich nie um seine Verwandten gekümmert, weil die ihn auch immer ignorirt haben.“ Und er war noch nicht verheirathet. Jetzt hatte er das ganze, große Vermögen ihres Vaters geerbt, und er hatte seine Pfarre, seinen einsamen, stillen Ort nicht verlassen. Er war also entschieden ein Original. Mary Praschkin stand auf und trat vor den Spiegel, und ihr sinnender Blick traf den sinnenden Blick ihres schönen Spiegelbildes. — „Und wollet mein Haus als das Eurige betrachten, bis sich Eure Zukunft freundlicher gestaltet.“ — Ja. Sie war wunderbar schön geworden in ihren stummen, unerzählten Leiden. Wunderbar schön.

---

15. Kapitel.

Das weiße, freundliche Pastorhaus in Gründorf in Posen mit dem rothen Dache und den grünen Fensterläden, stand inmitten eines großen, schönen, stillen Gartens mit Blumenbeeten, Stachelbeeralleen und wilden Heckenrosenbäumchen.

Es wollte wieder Frühling werden. Der Schnee war längst geschmolzen, und ein warmer Thauwind kam heimathlich anmuthend über die reinsichtigen Berge herüber und überzog Wiesen und Hügel mit einem grünen Schimmer. Auf den Höhen, zwischen den veraltet und glanzlos gewordenen ewig grünen Nadelhölzern, bekleideten sich die Lerchenbäume, die im Herbst zuerst gelb und welk wurden, auch zuerst wieder mit frischem, weichen, hellen, fröhlichen Grün. In dem Hause lebte der gute Pastor Gustav Leo, ein wunderbar schöner Mann von kaum dreißig Jahren, hoch gewachsen, rosig angehaucht, das goldenschimmernde, blonde Haar schlicht hinter die Ohren zurückgekämmt, die volle, kräftige Gestalt von dem dunklen Priesterrock umschlossen. Da lebte er mit einer alten, gutmüthigen, geschwätzigen Wirthschafterin, die er schon von seinem Vorgänger geerbt hatte. Er lebte vorerst für sein Amt. Er liest seine Morgen-Andacht, hält seine einfachen, innigen Predigten, besucht die Kranken, empfängt und versöhnt die Streitenden, bebaut seinen Garten, sucht die Armen und Nothleidenden auf, und wenn er eine Stunde selbstsüchtig für sich nahm, geschah es, um in den alten Klassikern zu lesen. — Von der erhabenen Königsidee Agamemnons, der demüthig seine Sandalen von den Füßen zieht, wenn er den Purpur betritt, den ihm die bewillkommende Klytämnestra entgegenbreitet, und von dem gnädigen Götterbilde Minerva's, die den

reuigen Orest vom Areopag lossprechen läßt. Das ganze Leben des jungen Mannes war nur eine Reihe von selbstlosen aufopfernden Stunden und hingebender Liebe gewesen. Als Kind hing er mit abgöttischer Liebe an seinen Eltern, welche wohl die besten Eltern von der Welt gewesen waren. Dann hatte er zu lernen, zu studiren angefangen: anfangs um seiner Mutter und seinem Vater Freude zu machen, dann, weil die tiefe, leuchtende Begeisterung für alles Schöne, Gute und Echte in ihm erwacht war. Er hatte die Wissenschaft genossen mit all dem jugendlichen Eifer einer erwachenden, freien, kühnen, durstigen, ahnenden, ringenden, kraftvollen Menschenseele. Aber als diese Seele einmal erwacht war, da fiel es wie Schuppen von den Augen des jungen Kämpfers, da überwucherten sich die Abgründe der Wissenschaft, und die steilen Felswände der Gottesgelehrtheit wichen zurück vor der eingeborenen Lehre, und seine Mission stand klar vor ihm: Zu lieben, zu geben, zu beglücken. Zu lieben die ganze Welt, in ihren Schwächen, in ihren Sünden, in ihren Fehlern selbst, und vor Allem in ihrem Elend, in ihrer Verlassenheit, in ihrem Trotz, in ihrem Unglück. Zu lieben mit dankbarer Liebe Alles was seinem Auge wohlthat oder seinem Herzen ein Gefühl der Theilnahme gab, zu lieben den Freund, den Gegner, den Bedürftigen, den Stolzen wie den Bittenden. Noch keine eigene, selbstische Liebe hatte dieses ruhige, jugendliche Mannes-

herz berührt — er hatte die Menschen nur um ihrer selbstwillen, nicht um seinetwillen geliebt. Nie war die Liebesreligion so in jedes Wort, in jede That, in jede Selbstverleugnung eines Menschen übergegangen. Freude geben, trösten, sich selber vergessen über den Bedürfnissen des Bruders — das war sein Leben gewesen bis an diesen Tag. Und wie in manchem Herzen — wie bei Mary — der Gedanke an das Ich großgezogen wird durch das Elend und das Verlassensein, und wie die Selbstsucht genährt wird durch die Leidenschaftslosigkeit des Herzens, so war bei Gustav seit seiner Jugend jeder Gedanke auf die einzige echte Freude des Menschen gerichtet: für Andere zu leben! und diese Hingebung war gestärkt und gestählt worden durch den Umstand, daß sein Herz noch nie für sich geliebt hatte. Seine Eltern waren lange todt. Aber sein Haus war darum nicht einsam geworden. Seine ganze Gemeinde war seine Familie. Und es gab kein Mädchen und keinen Greis, die den geliebten Pastor als jungen Mann betrachtet hätten — den schönen, stillen, liebevollen Helfer und Freund von Allen.

„Und so lebe ich immer hier und bin hier geblieben,“ — sagt er zu der stillen, blonden, jungen Frau in Trauerkleidern, die in seinem hübschen Wohnzimmer ihm gegenübersaß in der breiten Fensternische, in welcher die Frühlingsnachmittagssonne leuchtete und webte. „Und als mir mit dem Tode des Bruders meiner

Mutter so seltsam und unerwartet ein großer Reichthum in die Hände fiel, da war ich einen Augenblick wirklich verlegen. Jedenfalls stand vom ersten Augenblick an fest in mir, er sollte mich weder meinem Wirkungskreise noch meiner Lebensweise entreißen. Wenn ich in das große Schloß in Rußland drüben ging — was sollte ich da anfangen? Was konnte ich da schaffen? Mit der Gesellschaft leben? Das habe ich nie gelernt. Gutes thun? Ich konnte es dort nicht so recht. Ich kannte Niemanden, ich konnte höchstens Geld geben: aber ich war dort kein Geistlicher, kein Freund, der mit seinen Pflichten auch Rechte hat. Ich mußte mich in mich selber verschließen und ein Einsiedler werden. Ich blieb also hier und gewöhnte mich so bald daran, reich zu sein, und diesen Reichthum dazu zu verwenden, mir das Leben in Denen zu verschönern, die ich lieb habe — Sie sehen, ich bin ein arger Egoist, Cousine? Da kam Ihr Brief. Sie waren durch Unglücksfälle arm geworden und in Noth gerathen. Ich schaute um mich, und fand, daß mein neuer Reichthum mich wirklich zu einem kleinen Epikuräer gemacht habe. Dann denken Sie, ich fand plötzlich, daß meine gute, alte Dörthe zwar die beste Wirthschafterin von der Welt sei für einen resignirten Junggesellen, wie ich es bin, daß aber meinem Hause vielleicht doch Manches fehle, was ihm nur eine Frau verleihen konnte, die in Städten gelebt hatte und

mit dem freundlichen Comfort des dortigen Alltagslebens bekannt war.

Ich weiß kaum selber worin das besteht, aber ich meinte immer, daß meine gute Mutter es liebte, wenn frische Blumen in zierlichen Vasen auf dem Studirtische meines Vaters standen, daß nur ein Frauenzimmer, welches Geschmack besitzt, es bemerken kann, wenn die Vorhänge der Fenster nicht mehr die helle Farbe haben, die sie haben müssen — wenn sie das ganze Zimmer heimischer und schöner machen sollen; daß nur eine Frau von Distinktion meinen zufälligen Collegen und Gästen, die hier vorüberkommen und bei mir anhalten, die Gastfreundschaft, die ich ihnen biete, fröhlich und angenehm machen kann. Und da dachte ich gleich in meiner selbstischen Weise, daß ich Ihre momentane Verlassenheit benutzen und ausbeuten wolle, um Sie zu bitten, daß Sie mich als Ihren nächsten und besten Verwandten betrachten und mir das Opfer bringen möchten, bei mir zu bleiben, so lange es Ihnen gefällt und so lange Sie Etwas zu verbessern und zu verhätscheln finden in meinem Junggesellenhause. Habe ich mich in meinen Hoffnungen auf meine freundliche Cousine getäuscht?“

Er hat Alles das so fein, so zartfühlend kaum betont, sondern nur geplaudert — mit seinem schönen, freundlichen, kindlichen Lächeln, selber verlegen und erröthend vor seinem schönem Gaste.

Mary sitzt ihm gegenüber in einer einfachen schwarzen Robe.

Das blonde Haar ist nicht mehr in schönen, wilden, kindischen Locken um das schöne Gesicht gekräuselt, sondern in schlichten, glatten, glänzenden, demüthigen Strähnen an der Stirn niedergescheitelt. Die einfache Robe schließt hoch am Halse hinauf und ist streng mit einem schmalen, weißen Krägelchen geschlossen.

Sie gleicht mit ihrem sanften, leidenden Lächeln, ihrer bescheidenen und strengen Tracht ganz einer kleinen, strengen Puritanerin. Denn so mußte sie ja dem strengen, einfachen Herrn Pastor von Gründorf am besten gefallen. Ihre großen, blauen Augen ruhen jetzt auf den seinigen, weitauf wie die eines Kindes, und sie reicht ihm dankbar die Hand und sagt mit gerührter, einfacher Stimme: „Ich danke Ihnen aus dem Grunde meines Herzens, Cousin, und ich will.“

Aber wie seine eigenen Himmelsaugen so klar und voll Vertrauen auf den ihrigen ruhen bleiben, ist es ihr, als thue ihr dieser Blick weh, und sie fühlt, wie das Gefühl der Röthe langsam in ihre Stirn hinaufsteigt.

* * *

Und der Frühling blühte auf in jedem Winkelchen Erde, das von Gottes blauem Himmel gedacht wurde, und das Grün that den Augen wohl und allen Sinnen, und es war eine Zeit, wo jeder Mensch auf der Gotteserde freundlicher und milder und versöhnter ist und besser in seinem Herzen, das die Todtenstille des Winters verschlossen hatte jedem hoffenden und sanften Gefühle. Und die gute, alte Wirthschafterin des jungen Pastors hatte alle Hände voll zu thun und zu besorgen und zu ändern. Und im Hause selber ging das blonde, stille, dunkelgekleidete, sanftherzige, demüthige Weib herum und ordnete und klirrte mit ihrem kleinen Schlüsselbunde, ließ lüften und erneuern und strich mit der Hand über die Falten der Vorhänge und saß in der Nische des Fensters und in den fleißigen, kleinen, weißen Händen flog die Arbeit hin und her und sie horchte auf Das was er erzählte, wenn er die Blätter der Predigt vor sich liegen hatte, die er morgen halten sollte. Und sie antwortete ihm, und lächelte

in sein Lachen hinein wenn er froh war, und berieth mit ihm, was zu thun sei und wie dem abzuhelfen oder wie das besser zu machen sei unter den Lieblingen seines allsorgenden braven Herzens.

* * *

Sie hatte sich anfangs laut in seine Sorgen getheilt. Und die Armen die in seiner Abwesenheit kamen, hatte sie ihm geschildert und für sie gebeten, und hatte selbst Bedürftige des Herzens oder des Lebens aufgesucht im Dorfe und im Städtchen, und hatte ihm davon erzählt. Und wie dann sein Blick dankbar und mit Wohlgefallen auf ihr geruht hatte, da war es ihr wieder, als steige die Röthe der Scham in ihre Stirne hinauf, und sie hatte es doch nur gethan, um ihm zu gefallen. „Und ich gefalle ihm," — hatte sie befriedigt bei sich gedacht, oft. Und ich bin unentbehrlich hier. Aber der Frühling schritt weiter und machte dem Sommer Platz. Auf den Feldern reifte das Gold des Getreides und ächzend mühten sich die Schnitter. Und nach und nach war die Stille, die Ruhe, der Frieden ihrer neuen Heimath wie ein festes, sicheres, neues Heimathsgewölbe über Mary's Haupt erglänzt, und diese Stille, diese Ruhe, dieser Frieden spiegelten sich auch in ihrem Innern ab.

Und es gab Augenblicke, wo sie auf die Vergangenheit zurückschaute wie auf einen Traum, und wo sie nicht glauben konnte, daß sie wache, und daß sie sie selber sei. Denn wenn nach dem Winter der Frühling kleine, schwache Sprößlinge aus der dürren, harten, schwarzen Erde keimen läßt, und der Sommer diese grünen Keime dann in bunter, hehrer, stolzer Farbenpracht zum Blühen ruft, ist es nicht, als müsse sich diese stolze, bunte, farbenprächtige, hohe Blüthe verwundert fragen: bin ich denn jenes kleine, todte, harte, nutzlose Samenkorn, das tief in der harten, schwarzen, dürren Erde gelegen hat, als der feuchte Thauwind darüber hinstrich? Also bei Mary. Sie war still, demüthig, sanft, geschäftig, arbeitsam gewesen, um dem guten, stillen, sanften Dorfpastor zu gefallen; sie hatte Freude am Wohlthun und am Sorgen für fremdes Leid gefunden, um ihm wieder zu gefallen. Und nach und nach hatte diese Demuth, dieses stille Walten, diese Geschäftigkeit in ihrer ureigensten Natürlichkeit in ihrem armen, verwaisten Herzen gekeimt und war zur Blüthe geworden, als sei sie von Anbeginn der Zweck und das Ende des harten, kleinen, nutzlosen Samenkorns gewesen, das einst auf der stürmischen, einsamen Haide nach einem Heim gerufen und sich vor der Einsamkeit entsetzt hatte.

Sie hatte nach und nach an den kleinen Angelegenheiten der Gemeinde ein so wahrhaftes, so wirkliches Interesse gefunden, sie

hatte nach und nach an den kleinen Bedürfnissen und Sorgen der Unglücklichen oder Armen eine so echte Freude im Wohlthun und im Lieben gelernt, daß sie diese Freude suchte; nicht aus einem selbstischen Zwecke, sondern weil es sie drängte, und weil ihr sanftgewordenes Herz sich jetzt von selber an jedes Herz anschließen wollte, das sich ihr vertrauensvoll öffnete und anvertraute. Die Menschen erschienen ihr nicht mehr wie Gegner und Feinde, denn sie war ja nicht mehr arm und hülfesuchend — und sie fing an die Menschen schön, arm, gut zu finden, und sie kannte in ihrem ruhig gewordenen Innern zum erstenmale das höhere Glück, daß es besser ist zu verzeihen und zu helfen als zu mißtrauen und zu bekämpfen. All die Unkrautkeime, welche in dem wilden, armen Vagabundenleben ihrer Kindheit ihr weiches, eindrucksfähiges Herz überwuchert hatten, verdorrten langsam in der reinen Sonne des Friedens, die hier leuchtete, und die guten, die echten Worte des Lebens, die im Plaudern, im Scherzen und im Belehren aus dem schönen Munde des echten, jungen Priesters kamen, fügten einen neuen Keim des Guten hinzu. Aber die erste große Aenderung in diesem veredelten Menschenherzen war auch die seltsamste: Die Angst, ihm zu gefallen, die Furcht, das Ziel zu erreichen nach dem sie gestrebt hatte mit ihrem ersten Schritte in dieses friedliche gastfreundliche Haus. Oft schwieg sie, wenn er sprach. Oft ging sie ihm aus dem Wege, wenn sie sich tra-

fen. Und wie sie anfing, die Menschen und die Welt um sich herum schöner und liebenswerther zu finden, fing sie an, sich, die sie allein geliebt hatte in ihrem Leben, zu hassen und zu verachten wie ihren ärgsten Feind. Die Reue entschleierte ihr fahles, graudurchfurchtes Antlitz und zog die Scham nach sich, die heiße, glühende, niezuberuhigende Scham. Sie war nur selbstsüchtig gewesen, weil sie nie Jemanden gefunden, den sie geliebt hatte. Und sollte jetzt die Liebe zu Einem Menschen es sein, die ihr die Liebe für Alle lehrte! und ach, den Abscheu vor sich selber? . . Es war oft ein wildes Stürmen mitten in diesem Frieden in ihr, ein Erwachen, daß sie erschreckt und entsetzt die Augen schloß und mit dem kleinen Schlüsselbunde klirrte und die Arbeit und die Sorge für Andere an ihr Herz drückte wie ein rettender Schild. Aber es gab Augenblicke, wo ihr erwachendes Auge doch auf ihm haften mußte, auf dem lieblichen, gütigen, stillen, gottinnigen Mann in seinem braven Walten. Konnte die Tugend wirklich so segenspendend, die Bravheit so stärkend, die Demuth so überwältigend sein? Oder war es seine ruhige, klare, wunderbare Schönheit, die diesen Himmelsglanz ausgoß über all die wunderbare aber ungreifbare Schönheit seines Gemüthes? —

Er war ein Mann und er war ein Kind. Alle Illusionen des Kindes, das die Rauheit und die Bosheit der Welt nie gekannt und nie erfahren hatte, lebte noch in seinen hellen Augen,

und all die Thatkraft und all die Willenskraft zum Guten lebten in dem sichern Griffe seiner wohlthätigen Hand. Und wenn ihr Herz in seiner friedenspendenden Nähe dieß fühlte, wenn ihre geblendeten Augen in seiner lieblichen Erscheinung dies lasen, da schlich sie an ihm vorüber, hinaus, hinauf in ihr stilles Zimmer und wollte nicht denken an das, was sie kannte und was sie gelernt hatte, als sei es die größte Sünde ihres Lebens gewesen, und das abscheuliche entsetzliche Gespenst ihrer Selbstsucht stand wie ein rächender Dämon zwischen ihr und der Pforte eines Paradieses, das der Engel der Erkenntniß geschlossen hatte für ewig.

Aber für das Auge Gustav's waren alle diese Stürme in der Brust des ruhigen, blonden, stillen, braven, demüthigen, kleinen Wesens nicht vorhanden. Sein Auge folgte dem geschäftigen Wirken des guten Frauchens, ihrer stillen Weise Alles zu ordnen ohne Lärm, Alles zu schlichten ohne Streit, Alles zu verrichten ohne Zeichen der Müdigkeit. Ihre einfache Rede, in der doch so viel Gemüth und milder Geist leuchtete, ihre ungesuchte Art im Hintergrunde zu bleiben und nur hervorzutreten, wo ihr Lächeln und ihre angenehme Weise einem Gast oder einem Beschenkten die Gastfreundschaft oder die Gabe versüßen konnte, das Alles leuchtete ihm in das einfache, bis jetzt so unberührte und ruhige Herz hinein; und wenn sich dann aus der Sonnengluth der Fensternische ihr unnennbar schönes, blasses Gesicht so ernst und be-

müthig zuwandte, da ging ihm das Herz auf, und es war ihm, als sei ihm ein Engel des lieben Gottes erschienen, um ihm zu lehren, wie schön die Welt sei, und sein Gemüth, das noch nie die echte, innig sich selber beglückende Liebe für ein Wesen unter Allen gefühlt hatte, wurde anders, und die Selbstsucht, die er nie gekannt, aber eine brave, eine kindliche, eine gottesdankbare Selbstsucht spendete jetzt mit reicheren Händen als je jedem Bedürftigen und Traurigen Hülfe und Trost mit dem unbewußten, unerklärten Gedanken: „Denn ich — ich möchte auch gern recht glücklich sein . . !“

* * *

So waren die beiden so verschieden schlummernden Herzen an einander erwacht und fühlten die ersten Schläge eines neuen ungeahnten Lebens — der farbenlose, düstere Horizont und die lichtlose Welt um Mary erhielt tausend Lichter, daß sie geblendet stand vor der niegeahnten Schönheit des Lebens, und jedes Augenblickes und der Reichthümer an Glück und Freude, die um sie herum lagen für jede unentweihte Kinderhand — nicht für die ihrige. Das Glück, zu lieben! Dieses viel größere Glück als das geliebt werden! Und die bunten, schönen Farbenwelten, die Gustav's Seelenauge froh und kräftig um sich erblickt und bewundert hatte, erhielten jetzt ein vermittelndes, mildes Licht, welches all' die Schönheitsfarben des Lebens in ein sanftes, seliges, harmonisches Leuchten vereinigte: das Glück mit einem geliebten Weibe.

Und der fromme, einfache, gottgefällige Mann und das erwachte, stolze, demüthiggewordene Weib gingen nebeneinander hin durch's Leben, ihr Inneres unerzählt.

Und sie liebten einander.

16. Kapitel.

Das heilige Buch lag vor ihm, denn er arbeitete an der Predigt der nächsten Woche. Die beschriebenen Blätter lagen schon zusammengefaltet bei Seite, aber seine Finger hielten noch die Feder, deren Stiel sich auf seine schönen, rothen Lippen stützte. Die Lampe brannte hell und freundlich und ließ seine ganze Büste und seine Arbeitsrequisiten als Kernpunkt eines gemüthlichen Lichtkreises erscheinen. Nur die feine Handarbeit Mary's ragte noch in diesen Lichtkreis hinein. Ihr blondes Haupt war in der dunstigen Schattendämmerung außerhalb desselben.

„Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. — Die Bergpredigt ist der halbe Lichtkern des ganzen Evangeliums" — setzt er hinzu.

Sie schaut auf. „O, lest Sie mir, Vetter!" — sagt sie rasch — dann hält sie inne.

„Ihr wißt sie ja wohl auswendig“ — lächelt er freundlich zu ihr hinüber mit dem Himmelsglanze in seinen schimmernden Augen.

„Ich lese jetzt selten“ — sagt sie. „Und ich habe jetzt oft das Bedürfniß, solche Worte zu hören.“

„Und welche sind besser als diese?“ ruft er begeistert — „wo die Liebe, die echte, selbstlose Liebe nicht in starren Gesetzen gekleidet, sondern als Lohn der Wohlthat für sich in jedes Menschen Herz gelegt wird, kinderleicht für die armen Menschenkinder, wie eine Weihnachtsgabe von dem Könige aller Kinder? O Geben, seliger als Nehmen! — Welches Unglück mag größer sein, als lieblos und hart durch's Leben gehen, und sei es im Glanz des Reichthums und in allen Triumphen der Eitelkeit? Eine Freude, die ich meinem Bruder mache, beglückt mich tiefer, inniger als jeder Reichthum, den ich mit kalter Hand gewinne. Es giebt kein Unglück auf Erden wie die Selbstsucht, und es giebt kein Glück und keinen Frieden, als in der Hingebung, im Opfer, in der Liebe!“

Ihre Hände mit der Arbeit ruhen voll im Lichtkerne der Lampe, und das Gold ihres Hauptes ist ihnen gefolgt und ihre Augen beten zu ihm auf, wie verschmachtend.

Und seine Hand, die Bruderhand, liegt mit einem leichten

Zittern der Begeisterung auf der ihrigen, und seine Stimme ist voll und tief und klar wie er liest:

„Ich aber sage Euch, daß Ihr nicht wiederstreben sollt dem Uebel . . .“

* * *

Sternbesäeter Himmel spannt sich wie ein Zeltdach über der mehr träumenden als schlummernden Natur; der Engel des Friedens hat seine schattigen Fittiche ausgebreitet über das ruhig pochende Herz der Erde, und mancher Kummer schlummert unter dem stillen, beruhigten Mutterauge der Nacht mit den thränenbenetzten Wangen ein.

Aber Mary schlummert nicht. Sie konnte schlafen im Elend, in der Furcht, im Trotz, mitten in dem Ringen und dem Lügen ihres verlorenen Lebens, aber eine höhere Hand als die Hand des Unglücks hat ihr Herz aus der Betäubung gerüttelt.

„Ich liebe ihn! mein Gott, mein Gott, was habe ich gethan, was habe ich verbrochen, wie habe ich mich verloren für mein innerstes Wesen, für ihn!“ — Nicht um ein verlorenes Glück jammert sie, sondern daß sie ihm, dem Ersten, dem Einzigen, dem geliebtesten Manne kein Glück geben konnte und geben durfte mit der Hand, die sie nach eitlen Flittern ausgestreckt und beschmutzt hatte im Koth des Lebens. Und war sie stolz und rein

geblieben, sie hatte ihr Lächeln und ihre Wahrheit verkauft und entwürdigt für jammervolles Glück! — Glück! Sie hatte ja nicht gewußt, daß es ein anderes Glück gebe auf der Welt als das der Sicherheit, des Wohlseins, des Glanzes, des Reichthums! Und jetzt . . . !

„Nicht nehmen will ich mehr, sondern geben! Und ich habe nichts mehr. Ich habe Alles weggeworfen im Kampfe — meine Würde, meine Selbstachtung, meine Ehrlichkeit! — Ich kann nicht mehr wahr sein, und ich kann die Lügen nicht mehr vergessen! Mein Auge hat verlernt mein Herz zu geben, und meine Stimme hat den Ton der falschen Neigung gelernt, und kann ihn nicht mehr verlernen. O gäbe mir Gott die verlorene Zeit zurück! . . Die Einsamkeit ist nichts, das Elend ist der Reichthum, wenn man ein Herz in der Brust trägt, das Etwas liebt — in der Ferne nur, wenn man Jemanden hat, dem man das letzte Stück Brod geben kann. Einsam! Es giebt nur für den Egoisten eine Einsamkeit — Nur für ein liebeleeres Herz giebt es eine Heimathlosigkeit; die liebende Seele hat in der fernen, geliebten Brust den Ort, wo sie den Himmel erwarten kann . . . Wäre ich auf einem wüsten, fremden Winterfeld allein, und die Nacht sänke trostlos um mich, ich legte mein Haupt in die Hände und meine Seele wäre zu Hause — bei ihm! — Und es ist zu spät, daß sich mein Auge noch zu ihm erheben dürfte, den ich gewin-

nen wollte, dessen Liebe ich mir stehlen wollte mit meinem Schlangenlächeln und meiner Brust von Eis. O hätte ich als Kind Jemanden lieb haben dürfen, oder hätte man mich gelehrt zu dulden, zu verzeihen, die Schönheit der Welt zu erkennen, ich hätte mich nie gefürchtet, ich hätte nie beneidet, ich hätte nur leben und Jemandem dienen wollen. Es ist zu spät, Du guter, Du großer, Du edelster Mann mit dem Herzen eines Kindes, Du einziger, Du erster, Du geliebtester Herr meines finstern, freundlosen, verlorenen Lebens!“ . .

---

17. Kapitel.

Es war Sonntag Nachmittag. Ein schöner, sonnenheller Sommernachmittag. Der Nachmittagsgottesdienst war zu Ende. Die Leute strömten aus der Kirche. Die Kirche von Gründorf steht inmitten eines großen Gartens, welcher der Kirchhof des Ortes ist. Zwischen den Grabsteinen und grasüberwachsenen Gräbern steht freundlich der alte dicke Thurm. Die Leute gingen plaudernd oder noch in andächtiger Stimmung über die Wege des Kirchhofes nach Hause. Lustige Bursche, die sich auf den Abend in der Schänke freuten, Dirnen, die sich von diesen Burschen zu erzählen und ihnen erröthend zuzunicken hatten, Frauen, welche über die vergangene und über die künftige Woche verhandelten, Greise, welche noch Interesse am Leben zeigen wollten, weil sie es so ungern verließen, Männer, welche lustig, sinnend, laut oder schweigsam waren, je nach ihrem Temperamente und den Verhältnissen ihres Hauses, und endlich war die kleine Kirche leer,

und die Bienen summten nun wieder ungehindert über den Blumen und den Sträuchern des stillen, grünen Friedhofes.

Alles war gluth- und lichtgebadet draußen, nur das Innere der Kirche war blauschattig, kühl, wie aufathmend in der Sonnengluth und Stille. Nur einzelne blendende Lichter ließen die dichten Blätterwände der Bäume durch, die sich an die hohen Kirchenfenster lehnten, und die blitzten über den geäderten Marmor, über das Taufbecken, über den Fußboden, über den dunkelrothen Sammet der Kirchstühle, über den hochgelegenen, feierlich aussehenden Chor mit der Orgel. Und vor dieser Orgel saß der Pastor und spielte — er spielte gern die Gefühle, die ihm die heilige Handlung gegeben hatte, nach dem Gottesdienste in Tönen aus. Und so auch heute.

Zu Hause sagte die gute, alte Wirthschafterin zu Mary: „Der Pastor kommt heut wieder gar nicht — Er „verspielt" sich wieder. Wie wäre es, Fräulein, wenn Sie ihn in der Kirche aufsuchen und holen wollten? . ."

Er saß in dem Blauschatten und sein Auge folgte gleichsam den Tönen, die seine Hand aus dem schwärmenden Herzen griff und in Harmonien verkörperte. Alles was noch Zweifel, Zagen, Kampf in ihm war, perlte von ihm ab unter dem Sprühregen von gefühlten Tönen, und ganz Eins mit dem Gotte in ihm und dem Gotte um ihn, empfing er mit demüthigem Haupte den Ge-

danken an ein irdisches, menschliches, süßes, stilles, niegehofftes Glück.

Und wie ein Wunder stand dieses Glück jetzt verkörpert neben ihm — in einem dicken, hellen, lichten, quer vom Chorfenster einfallenden Strahle goldener, sonnengetragener Stäubchen, stand das blonde, sanftherzige, stillgeschäftige Wesen. „Sie wollen nicht zurück kommen, Cousin? . . .“

Sie traten aus der Kirche. Unter dem gewölbten Portal stand er still und hielt ihren Arm. „Hören Sie mich, Mary.“ sagte er. Und seine Stimme klang voll, wie verklärt, ein jeder Zug darin war wie Freundlichkeit und Güte, und sie trat athemlos, wie ängstlich einen Schritt zurück. Und sie hörte seine Worte. Neben ihnen gähnte jetzt dunkelschattig die Oeffnung des Thores; über ihnen und um sie schwebten unzählige Lichtbilder in dem halbschattigen, schwergemeißelten Thorbogen, und draußen trugen die grünen Bäume eine Welt von Licht und Himmelsbläue auf ihren sanftspielenden Blätterschwingen. Und sie hörte in dem tiefen Frieden der Stunde seine Worte wie eine Botschaft des Himmels: „Ich weiß Ihre Geschichte; Sie haben mir erzählt, wie das Elend Ihre Jugend umdüsterte, wie Sie dann die Liebe und das Glück fanden, um es wieder zu verlieren. Aber Eines muß ich Sie heute, in dieser Stunde noch fragen: haben Sie in meinem Hause eine Heimath gefunden, die Ihnen den Verlust

des süßen Glückes wenigstens theilweise versöhnt und gemildert hat? Fühlen Sie, daß hier Ihre Stätte ist, und haben Sie diese liebgewonnen um der echten Wohlthat willen, die Sie selber ihr erwiesen haben? ...“

Sie senkt den Blick. Sie antwortet nicht gleich. Dann sagt sie, und ihre Augen ruhen auf dem steinernen Grabsteine unter ihren Füßen. „Ich bin mir keiner Wohlthat bewußt. Aber das Dach dieses Hauses ist mir wie ein Segen des Himmels über dem Haupte, und mein Herz und meine Seele haben keinen andern Ort als dieses gütige, freundliche, unverdiente zu Hause.“

Er drückt freudig ihre beiden Hände und ein tiefer Seufzer hebt seine Mannesbrust.

„Als Sie in dieses Haus kamen, da waren Sie wie ein freundlicher Schimmer in den Zimmern, die ich bisher für so freundlich gehalten hatte, und überall und zu jeder Stunde fühlte ich Ihren stillwaltenden Einfluß. Vom ersten Augenblicke an stand in mir die Gewißheit fest, daß ich die Reichthümer meines Onkels, den ich nie gesehen, der sich schroff von uns gewendet hatte, eher dem Hasse gegen Sie als der Neigung für mich verdankte und sie waren wie ein Unrecht in meiner Hand. Und vom ersten Augenblicke an, wo Sie mir gegenübertraten, wußte ich auch, daß jener Haß nur in dem blinden, starren, schroffen Eigensinne des jähzornigen, unversöhnlichen, in seiner ersten flammenden

Neigung betrogenen Mannes seinen Grund haben konnte — und mein Gewissen sagte mir, daß ich mich nur als einen Vollstrecker des Willens zu betrachten habe, der ihm im Greisenherzen gelebt haben würde, wenn er schon hier auf Erden frei gewesen wäre von dem jämmerlichen, selbstquälerischen Vorurtheile betrogener und unglücklicher Menschen. Aber wie durfte ich Ihnen bieten, was Ihnen gebührte? Konnte ich es Ihnen als ein Almosen, als Gnade hinreichen? Jeder Andern, ja — aber Ihnen nicht. Und ich schwieg und wartete. Aber eines Tages, als ich wieder so recht die Freundlichkeit Ihres Hierseins und den Segen Ihres Waltens und die — Schönheit Ihres Wesens empfand, Mary, da wußte ich, daß nicht ich es war, der Ihnen eine Gabe reichen konnte, sondern daß Sie einen Schatz von Glück besaßen, das einzige, das größte Glück, das Glück der Liebe und der Vereinigung für ein ganzes gesegnetes Leben. Ich wußte nun, daß ich Sie liebe, Mary. Und so trete ich als Bettler und als Bittender vor die Reiche, die Gesegnete, und bitte Sie, mir von Ihrem Reichthum und von Ihrem Segen zu geben für mich, der ich nie wieder froh werden könnte, wenn ich in die früher so unbewußte Einsamkeit von einst zurückkehren müßte. Werde mein Weib, Geliebte meines Herzens, denn Du bist es, die ich liebe, die ich geahnt habe in all meinem stillen Vertrauen auf den Herrn, die

Erfüllung, das Ziel meines Menschenringens mitten in meinem Dienste des Herrn, welcher gern Freuden spendet.“ —

Es war eine Zeit gewesen, wo Mary kalt, unberührt, berechnend und selbstisch vor einem treuen und echten, liebenden Herzen gestanden, mit dem Lächeln der Lüge gesagt hatte: „Ich liebe Dich!“

Und jetzt rächte ihr eigenes Herz, ihr eigenes Gewissen, ihre eigene Scham das Verbrechen der Selbstsucht. Das Glück schaut sie mit holden Augen an, verschmachtend lag sie auf den Knieen vor diesem Glück, mit ausgebreiteten Armen, mit lechzendem Herzen, und der echte Gott der echten Liebe in ihr sprach stöhnend: „Nein!“

Sein Angesicht flammte hochauf und wurde todtenblaß — er war ganz Kind, ganz Bettler in diesem Augenblick: „Warum nicht, Mary? Mary, warum nicht?“ . .

„Ich kann nie Ihre Gattin werden,“ sprach das blonde, gräßlich lächelnde Mädchen — denn sie war ein Mädchen in ihrem Herzen — und ihre kalte Hand lag schwer in der seinigen: „Ich kann nicht Ihre Gattin werden, Gustav, denn ich — liebe Sie nicht.“

* * *

Am andern Tage wußte um 9 Uhr früh, als der Herr Pastor von der Früh-Andacht zurückkehrte, das ganze Haus, daß Mary heimlich fortgegangen war. Sie war lange nicht in den Wohnzimmern und in der Küche erschienen, man hatte geglaubt, sie schlafe noch. Endlich war die Zeit doch zu lange geworden, und die gute, alte Wirthschafterin war hinaufgegangen, sie zu wecken oder zu sehen, ob Mary vielleicht unwohl sei.

Da war ihr Bett unberührt gefunden worden, und ein versiegelter Brief mit der Adresse an Gustav Leo hatte auf dem Tische neben dem welken Blumenstrauß gelegen.

18. Kapitel.

Es ist ein sonnenloser Tag, finstre Wolken haben sich schon seit dem frühesten Morgen über der Gegend gesammelt und rauschen jetzt schwerfällig herab auf die Bäume, die Kieswege, das Gartengitter und die Fensterscheiben, wie der Pastor Gustav Leo den Brief liest.

„Wenn Sie diesen Brief erhalten, Gustav, bin ich verloren „für Sie wie für meine eigenen Hoffnungen. Ich bin es und ich „will es sein. Ich will es sein, denn ich muß Ihnen die Wahr„heit sagen, Ihnen, der einzigen Aufrichtigkeit meines langen, „falschen, berechnenden, gekünstelten Lebens. Ich bin eine Un„würdige. Ich bin rein geblieben in meiner Ehre, aber nicht „in meinem Gewissen. Sie haben eine Heuchlerin in Ihr „Haus aufgenommen, und haben mich geläutert in dem Edel„muthe und der Unverdorbenheit Ihres gesegneten Herzens. Hö-

„ren Sie mein Leben. Ich habe nie Jemandem Treue und „Liebe gegeben, nie Jemandem geholfen und ihn getröstet, sondern „mein Leben Tag für Tag angewendet, um der niedrigsten „Habgier und der erbärmlichsten Feigheit zu fröhnen: Der „Sucht nach Reichthum und der Furcht vor der Armuth. Aber „denken Sie, wie sehr ich das Elend und die Verlassenheit als „Kind schon gefühlt haben mußte, um sie so fürchten zu kön„nen; seit ich denken kann ist mir diese Furcht und die Sucht „und diese Verachtung und Bekämpfung der bösen Menschen „eingelernt worden Tag für Tag.

„Denken Sie sich die rohen Menschen, die selbstsüchtigen „Männer, die mich umgaben und umschwärmten.

„Ich habe mich meinem Vater genähert mit Lügen und „Heuchlermienen, kalt im Herzen und berechnend in meinem „Sinne. Dort verloren, habe ich in meiner Verzweiflung und „in meiner kalten Berechnung das Verbrechen begangen, einen „Mann zu meinem Gatten zu machen um seines Namens und „seiner Erwartungen willen — ich log ihm Liebe, Treue, kalt „im Herzen und mit berechnenden Sinnen.

„Auch da verloren und zermalmt von meinen eigenen Sün„den und von der Gerechtigkeit des Herrn, habe ich mich bei „Ihnen eingeschlichen, um Sie verliebt zu machen und Sie zu „heirathen und damit das Ziel zu erreichen, das mir Sicher=

„heit und Reichthum gab. Aber ich bin immer ein so ver-
„wöhntes, fröstelndes, furchtsames Ding gewesen, und das Alles
„machte mich stark zum Kampfe, zur Lüge. Aber in Deiner
„Nähe, Gustav, hat sich mein ganzes Wesen geändert. Ich
„habe meinen eigenen Unwerth gefühlt, ich habe mehr Freude
„gefunden am Wohlthun als am Nehmen, mehr Glück in dem
„Gefühle das man giebt als in dem, das man einflößt; zum
„erstenmal habe ich gefühlt, daß mein Herz nur geschlummert
„hat, und daß die Liebe sein eigenstes Wesen war, die Liebe
„und die Sorge für Alle, und diese Liebe und diese Erkenntniß
„kamen aus einem süßen, seligen Gefühle, welches mir zum
„Segen und wieder zur bittersten Qual wurde, aus meiner
„Liebe für Dich, Du Bester! Ich liebe Dich, Gustav, herzin-
„nig, unsäglich, namenlos! — Aber es war zu spät. Ich bin
„Dein nicht werth, und ich verdiene keinen Segen mehr. Wäre
„es nicht eine Sünde gewesen, größer, entsetzlicher, grauenhaf-
„ter als meine grauenhafteste Sünde, wenn ich Dein Weib ge-
„worden wäre, da ich Dich liebte, nachdem ich zu Dir gekom-
„men war, in der Absicht, Deinen Reichthum zu genießen und
„Deine Liebe zu stehlen? Durfte meine echte Liebe die Früchte
„meiner kalten Berechnung ernten? — Konnte sie es, ohne
„täglich, stündlich unsagbare Qualen zu leiden unter jedem
„Deiner freundlichen, liebevollen und schmeichelnden Worte?

„Lebwohl. Ich bin Dir verloren für immer. Ich gehe „hinaus in die Welt, in die Einsamkeit, die ich so sehr ge„fürchtet; aber ich bin glücklicher, als ich es jemals gewesen bin, „mitten in meinem Elend, denn ich konnte entsagen, denn ich „konnte Dich lieben! Und es liegen Paradiesesschmerzen in der „Entsagung, und das traurigste und trostloseste Heim wird „zum Weg des Himmels mit einem Herzen, welches die ganze „Welt, Alles, den feindlichen Wind selbst, der es umheult, lieb „haben kann um des Einen willen, dem es gehört: „Ich bin „nicht mehr allein."

„Mary."

19. Kapitel.

Die einsame Gestalt auf der weiten, regengepeitschten Haide. Der Regen zerrt und zaust die einzelnen Bäume zu Boden, und hin und her, und machte ihre Blätter aneinanderrascheln, und er goß in wüthenden Strömen von den zerklüfteten Dächern der armen Bauernhütten; auf dem Hügel in der durchweichten Erde stak ein Pflug; von der Ferne war gar nichts zu sehen — sie war von grauen Regenschleiern und dicken, weißen Nebeln umhüllt. Und die einsame Gestalt konnte verfolgt werden. Von der Seite her, von der sie gekommen war. Man konnte ihrer Spur gefolgt sein, man konnte in einzelnen Hütten einzelner Dörfer erfragt haben, ob nicht eine einsame Frauengestalt vorübergegangen sei. Und sie wollte verloren sein. Sie ging also von der geraden Straße ab, querfeldein durch den unergründlichen Koth, das schwarzverhüllte Haupt dem Wetter und dem Winde preisgegeben.

So war sie seit dem frühesten Morgen gewandert, ohne Rast, ohne Ruhe, ohne anzuhalten. Zuerst hatte sie nur der Entschluß getrieben, verloren zu sein, getrennt von jeder selbstischen Hoffnung auf ein unmögliches Glück. Dann, als der Tag vorschritt, als die Entfernung eine größere wurde, als sich jede Gegend hinter ihr schloß mit einem dichten, grausamen, unerbittlichen Schleier von Nebel und Regen, da kam noch ein glühendes, ein brennendes, ein wahnsinnig machendes Gefühl dazu: die Gewißheit, daß sie ein namenloses, inneres Elend, mit sich herum schleppe, überall hin das Elend, zu lieben und von dieser Liebe fortan getrennt zu sein für immer — hoffnungslos. —

Wie düster, wie entsetzlich grauenhaft lag die Zukunft vor ihr! Kein Heim haben? Was ist dieses Unglück gegen die Verzweiflung, das Heim des Herzens gefunden zu haben, es irgendwo zu wissen auf der Welt, und es im Augenblick des Friedens verloren zu haben für immer? .. Das Fieber ergriff sie. Sie hätte mögen umkehren, schwach, matt, müde wie sie war, durch Koth und Wetter zurückkehren zu ihm, zu ihm, der ihr Leben war, ihr Alles, aber es war zu spät. Und es trieb sie fort, fort, rastlos, ruhelos, durch den grundlosen Weg, den scharfen Regenguß und den heulenden Wind den ganzen Tag, fort, immer weiter fort. O, so elend sah sie aus. Das Kleid durchnäßt, in schlaffen Falten herabtriefend, das dünne, schwarze Tuch die Kälte der

fröstelnden Schultern nur noch empfindlicher machend, der Hut formlos und zerknüllt.

Matt zum Sterben. Sterben! Das war die Heimath, die sie vielleicht suchte in ihrer fieberhaften Flucht in den Abend hinein. Denn der Abend kam. Und es kam eine Stunde, wo die Füße sie nicht weitertrugen; der wirre, starre, müde Blick suchte zum erstenmal einen Schutz vor dem Regen, vor dem Froste, vor der Finsterniß. Sie war auf eine Landstraße gekommen, deren windgesenkte Pappeln kaum eine weite Aussicht freiließen auf ein regendunkles, abendliches, flaches Land. Nicht weit von der Straße stand aber eine kleine Kapelle — eine geschlossene Kapelle, durch deren Gitterthür man ein dunstiges, kleines, ewiges Lämpchen in die Regendämmerung hinausleuchten sah. So weit war sie gekommen, das hatte sie erreicht. Sie sank nieder auf den Stufen, kaum geschützt durch das Vordach, in ihrem nassen Kleide, und ihr müdes Haupt fiel in die Arme um zu schlafen.

Das hatte sie erreicht. Das war die errungene Heimath. Und doch! So elend, so schmerzzerrissen, so verzweifelnd, um wie viel besser war nicht diese Verzweiflung bis zum Tode, gegen jenes selbstsüchtige liebeleere Elend ihrer einstigen Vereinsamung mitten im Gewühl der Welt!

Es war der Todkranken wie zum Beten. Aber ihre Ge-

danken gingen in dumpfe Träume über. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und sie erwachte unter einem Kusse. Unter seinem Kusse. Die Nacht war noch nicht ganz herabgesunken, der Regen hatte aufgehört, ein kalter, frischer Wind strich über die Haide, dort auf der Straße stand sein Wagen, da über ihr war das Vordach der Kapelle, drinnen glühte das ewige Licht und der Schimmer fiel auf sein Gesicht, das sich über sie geneigt hielt.

Sie gehört ihm. Sie gehört ihm mit ihren Fehlern, mit ihrer Reue, mit ihren Sünden. Denn er lebt ja für die Unglücklichen und Verlassenen. Sie gehört ihm, bis sie gesundet ist. Und dann, dann sollte ihre Pflicht beginnen, denn dann bedurfte er ihrer, und sie mußte sühnen alle Schuld ihrer Vergangenheit indem sie Liebe gab, echte, innige Liebe bis in den Tod, ihm, der kein Glück kannte außer in ihr. Das Alles sagt er ihr mit Worten des Herzens, als sie schwach in seinen Armen widerstrebt. Aber diese widerstrebenden Arme legten sich um seinen Hals, wie verschmachtend, und er trug sie in seinem Mantel wie ein Kind in den Wagen, und sie ruhte stumm, krank an seiner Brust, die getrockneten Thränen auf der kalten Wange.

* * *

Und wieder war's Winter. Der ungastliche Wind blies über die Schneefelder, und der Diener des Herrn saß mit seinem geliebten Weibe am Arbeitstisch, die beschriebenen Blätter lagen schon bei Seite, und ihre fleißigen, kleinen, weißen, feinen Händchen erschienen noch in dem Kernpunkte des Lichtkreises, den seine Gestalt füllt, aber ihr blondes Köpfchen war im Schatten. Und er las ihr wieder die Stellen des guten Buches, die ihm im Herzen aufgegangen waren für Alle, die er zu trösten hatte. Und nur manchmal unterbrach er sich, und sie horchte, ob das Pochen an der Thür unten der Wind oder ein heimathloser Wanderer sei, dem sie Schutz und freundlichen Empfang geben konnte in dieser lauten Winternacht, wo die Einsamkeit sich auf manches Haupt senken mochte auf den fremden Wegen.

* * *

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete, und „hätte die Liebe nicht; so wäre ich wie tönend Erz, oder eine „klingende Schelle.

„Und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse „und alle Erkenntniß, also daß ich Berge versetzte und hätte „die Liebe nicht, so wäre ich Nichts.

„Und wenn ich all meine Habe den Armen gäbe, und ließe „meinen Leib brennen, und hätte die Liebe nicht, so wäre mir „es Nichts nütze.

„Die Liebe sucht nicht das Ihre. Sie läßt sich nicht erbitten, „sie trachtet nicht nach Schaden. Sie freut sich nicht der Un- „gerechtigkeit, sie freut sich aber der Wahrheit. Sie trägt „Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles. Die „Liebe hört nimmer auf, so doch die Sprachen aufhören wer-

„den und die Erkenntniß aufhören wird. Nun aber bleibt „Glauben, Hoffnung und Liebe.

„Aber die Liebe ist die Größte."

* * *

Ende.

☛ Es wird um geneigte Beachtung der letzten Seiten gebeten!

Druck von Hermann Müller in Berlin, Adlerstraße 7.

Theater-Plaudereien

Neue Folge. — Preis 1 Thaler.

Inhalt: Gräfin Fernanda. — Jenny's Tagebuch. — Niemann's Tannhäuser. — Naturgeschichte der Soubretten: (Josefine Gallmeyer — Anna Schramm — Minna Scholz — Marie Geistinger — Friederike Goßmann — Susanna Göthe — Ottilie Genée — Laura Schubert — Hedwig Raabe). — Zerline Gabillon als Gräfin Udaschkin. — Stylübungen der Sängerin Lucia. — Antonien's Musikstunden. — Die Herrscher des Carltheaters in Wien. — Ein Geschichtchen vom Polichinell. — Eine kleine Schriftsteller-Revue: a. Franz Dingelstedt. b. Carl von Holtei. c. F. W. Hackländer. d. Louise Mühlbach. — Verkannte Genies. — Cupido im Regen. — Wie man Fürstin wird. — Ein Kunsttempel. — Emilien's Ferien.

Vom Baum der Erkenntniss.

Zukunfts-Roman.

Inhalt: Ein Hofball. — Die Maitresse des Königs. — Blonde Liebe und braune Liebe. — Die Hand des Verhängnisses. — Amor und Psyche. — Unter dem Schleier der Nacht. — Adelige Hexen und Generale. — Julius Cäsar und seine Nachfolger. — Eine sehr berühmte Dame. — Die zwölf Höllen: (Die Hölle der Comödianten. — Die Hölle der Unkeuschheit. — Die Hölle des Spiels. — Die Hölle der Aristokratie. — Die Hölle der Demimonde 2c. 2c.)

Preis 1 Thaler.

Magen und Herz.

Roman.

Inhalt: Vor-Plauderei. — Fieber-Phantasieen. — Die wilde Wallachei. — Pöbel und Hautevolée. — Zwei vornehme Grisetten. — Die Stufen zum Thron. — Vertrauliche Unterredung. — Eine häusliche Scene. — Oesterreich's Licht und Schatten. — Hauskleid und Ballrobe. — Herzensschulden. — Ein Maskenfest. — Neues Leben. — Erinnerungen. — Am Hofe von Bukarest. — Ein wenig Chemie. — Jagd-Vergnügen. — Der Türken-Franz. — Ein Zwischenkapitel des Herausgebers. — Eine Tasse Thee. — Schuldbeladen!

Preis 1 Thaler.

Die Virtuosen.

Eine deutsche Geschichte.

Preis 1 Thaler.

Quitte ou double.

Ein historischer Miniatur-Roman.

Mit einem Titelbilde.

Inhalt: Vorzimmer-Plaudereien. — Die Arithmetik der Erzherzogin Sophie. — Eine Dämmerstunde. — Eine moderne Idylle. — Quitte ou Double. — Napoleon I. — Napoleon II. — Napoleon III. — Double. — Quitte.

Preis 25 Silbergroschen.

Comédies françaises.

(Collection Edouard Bloch.)

No. 1. **La dame aux camélias.** Comédie in 5 actes par A. Dumas fils. (Deuxième édition.) 10 Sgr.
No. 2. **La Fiammina.** Com. en 4 actes p. M. Uchard. 10 Sgr.
No. 3. **Le fils naturel.** Com. en 5 actes p. A. Dumas fils. 10 Sgr.
No. 4. **Le demi-monde.** Comédie en 5 actes p. A. Dumas fils. 10 Sgr.
No. 5. **Les faux bonshommes.** Comédie en 4 actes par Barrière & Capendu. 10 Sgr.
No. 6. **Les doigts de fée.** Comédie en 5 actes par Scribe & Legouvé. 10 Sgr.
No. 7. **Les trois Maupin.** Com. en 5 actes par Scribe & Boisseaux. 10 Sgr.
No. 8. **Le roman d'un jeune homme pauvre.** Comédie in 5 actes par O. Feuillet. 10 Sgr.
No. 9. **On demande un gouverneur.** Comédie-Vaudeville en 2 actes par Decourcelle. 5 Sgr.
No. 10. **Je dîne chez ma mère.** Comédie en 1 acte par Decourcelle & Thiboust. 5 Sgr.
No. 11. **Le chapeau d'un horloger.** Comédie en 1 acte en prose par E. de Girardin. 5 Sgr.
No. 12. **Un monsieur et une dame.** Comédie-Vaudeville en 1 acte par Xavier. 5 Sgr.

2

Vacano, Emile Mario,

Von der Liebe Gnaden eine Geschichte

Berlin [1868]